

Illustrirte Frauen-Zeitung

Hest 1.

Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2 $\frac{1}{2}$ M.

Berlin und Wien, 1. Januar 1896.

Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4 $\frac{1}{2}$ M.

XXIII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Neujahr.

Ein Pfiff, — die Räder drehen sich,
Du schwindest fort ins Weite;
Ich bleib' zurück und gräme mich,
Da ich dich nicht begleite.
Du eilst hinaus ins neue Jahr, fort in ein neues Leben,
Doch hast du mir dein festes Wort auf Wiederkehr gegeben!

Die Eisenschlange saust dahin,
Klein wird sie, immer kleiner;
Jetzt merk ich's, daß ich einsam bin, —
Wie lang' noch denkst du meiner?
Noch sendet in erhob'ner Hand das Tüchlein letzte Grüße,
Dann eine Curve, — leere Luft —. Leb' wohl, leb' wohl,
du Süße!

Ins neue Jahr zum neuen Thun!
Ich will ja doppelt schaffen,
Um aus Fortuna's Füllhorn nun,
Das Glück mir zu erraffen.
Dann bau' ich flugs ein Nestchen uns, ein Nest so weich
und lüde,
Wie's trauter niemals ward beschert dem reichsten Königs-
finde.

Mein Königskind, ich glaub' es nicht,
Daß je du mein vergähest,
Selbst wenn in einer Krone Licht
Auf einem Thron du sähest!
Ein Pfiff, — ein Ruck, — im
nächsten Jahr, und hier von
dieser Stelle
Ziehst ein du über meines Reichs
dem Glück geweihte Schwelle!
Johannes Wilda.

Nachdruck verboten.

Der Sohn aus der Fremde.

Humoristische Novelle von
Albert Roderich in Hamburg.

Auf der Rhede von Cux-
haven lag der große Paket-
dampfer, der, von New-York
kommend, eben auf der Elbe
eingetroffen war. Ein leichter
Dampfer brachte die Passagiere an Land, die von Cux-
haven mit der Eisenbahn nach Hamburg befördert werden
sollten. Am Landungsplatze des kleinen Dampfschiffes
harrte eine Anzahl von Leuten, welche neugierig die ans
Land tretenden Reisenden anstarrten. Hinter dem
Spalier, das diese Neugierigen bildeten, stand eine Frau
von ungefähr sechzig Jahren, die mit weit vorgestrecktem
Kopfe die einzelnen Passagiere musterte, wenn sie auf
der schmalen Brücke das Schiff verließen. Die Frau
war nicht ärmlich, aber doch etwas mehr als einfach
und jedenfalls höchst unmodern gekleidet.

Jetzt kam plötzlich Leben in die Frau, die fast un-
beweglich geschienen hatte. „Wilhelm! Mein Wilhelm!“
rief sie laut, und der Mann, der eben ans Land ge-
treten war, brach durch das Spalier und hielt im
nächsten Augenblicke die alte Frau in seinen Armen.

„Mutter! Mein Mutter!“ rief er mit thränen-
erstickter Stimme, und die Alte schluchzte laut.

„Wo ist der Vater?“ fragte jetzt ängstlich Wilhelm.
„Da drüben im Wagen. Der Wagen kann ja hier
nicht rankommen. Wir haben uns Köster seinen Wagen
genommen.“

„Und warum ist Vater auf dem Wagen geblieben?“



KARL RICKELT
MÜNCHEN

Ihm fehlt doch
nichts?!”

„Ach, mein
Wilhelm, —
ja, — er hat
sie ja wieder.“

„Was hat

er wieder?“

„Was er wieder hat?!” meinte mit merklichem Vor-
wurfe die Alte. „Das weißt Du nicht? Ich habe Dir's
doch geschrieben! Die Gicht hat er wieder, die alte,
schändliche Gicht. Und das hast Du ganz vergessen,
Wilhelm?!”

„Ach nein, ich erinnere mich wohl. Du hast ja
mehrmals davon geschrieben. Aber ich hab's nicht für
so schlimm gehalten.“

„Ist aber sehr schlimm, mein Wilhelm, — ach ja,
sehr schlimm! Vater hat sich ja deswegen auch vor
drei Jahren pensioniren lassen müssen. Und das hat
ihn auch sehr mitgenommen, denn Vater ist sonst noch
wohltauf und mag gern was thun. Ja, Gott sei Dank,
er ist sonst wohltauf, aber bloß, wenn die alte, schänd-
liche Gicht kommt —!“

Während dieses Gespräches waren die Beiden in die
Nähe des Wagens gelangt, den die alte Frau vorhin
bezeichnet hatte, und jetzt eilte Wilhelm mit schnellen
Schritten voran. Eine lange, hagere Gestalt erhob sich
im Wagen, Wilhelm sprang auf den Tritt, und dann
hielten Vater und Sohn einander innig umschlungen.

Plötzlich sank der Alte mit einem unterdrückten

Schmerzensschrei wieder auf seinen
Sitz zurück.

„Um Gottes —, was ist Dir,
Vater?!”

„Ach, die Gicht, die alte Gicht!“

Jetzt erst sah Wilhelm, daß das
linke Bein seines Vaters mit dicken
Tüchern und Binden umhüllt war.

Und nun war auch Wilhelms
Mutter herangefommen und in den
Wagen gestiegen. Sie setzte sich an
ihres Mannes Seite und umfaßte
seine Schulter; Wilhelm nahm den
Eltern gegenüber Platz, und das
Gefährt rollte dem Heimatdort zu.

Nach dreiundzwanzigjähriger
Trennung sahen Eltern und Sohn
einander zum ersten Male wieder
gegenüber. Vater und Sohn sahen
einander mit strahlenden Blicken in
die Augen, die Mutter aber schien
nur Sinn für den leidenden Gatten
zu haben.

„Ach, dies alte holperige Pflaster
hier am Hafen,“ sagte sie. „Nee,
wie der alte Wagen schüttelt! Hast
Schmerzen, mein Christoph?“

Christoph Hilde war bis vor
drei Jahren Schulmeister in Alten-
hausen gewesen. Da ward's aber
so schlimm mit der Gicht, daß sie
ihn oft Wochen lang zu Hause ge-
fangen hielt, und endlich hatte man
ihn pensioniren müssen. Nun wäre
es dem Hilde'schen Ehepaar wohl
recht kümmerlich gegangen, wenn der
Sohn in Amerika nicht immer so
regelmäßig Geld geschickt hätte. Und
er hatte viel Geld geschickt.

Zwei Mal war der Herr Cantor
schon in einem Kurorte gewesen, um
sich von der Gicht zu befreien. Ge-
nützt hatte es freilich nichts, und
das that dem Alten hauptsächlich
deswegen so leid, weil er nun seinem Sohne nicht
schreiben konnte: „Mein Wilhelm, Du hast mich wieder
gesund gemacht.“

Im Hause des Cantors gab es eigentlich nur zwei
Dinge, von denen und über die mit richtigem Interesse
gesprochen ward: Der Sohn in Amerika und die Gicht.

Und nun war der Sohn wieder da!
Freilich, die Eltern hätten ihn nicht wiedererkannt,
wenn er ihnen nicht seine Bilder geschickt hätte.

Als Jüngling war er hinausgegangen, das Glück
zu suchen, und jetzt kehrte er als reicher Mann wieder
ins Elternhaus. Er war ein stattlicher Mann und von
hoher, kräftiger Gestalt. Das männliche, offene und
freundliche Gesicht war dunkel gebräunt, das dunkel-
blonde Haar an der Schläfe leicht ergraut, und auch
in dem dichten Barte zeigten sich vereinzelte Silberstreifen.

Ganz anders war Wilhelm, wie damals, als er fort-
gegangen war, und wie er doch eigentlich immer den
Eltern vor der Seele gestanden hatte. Und dann seine
Kleidung!

Damals hatte er eine ganz kurze, blaue Jacke ge-
tragen, die ihm aber um Brust und Rücken viel zu weit
gewesen war, weil Schultheiß Ellerbrok, von dem er sie
geschenkt bekommen hatte, sehr breite Schultern besaß.
Dagegen war aber das Beinkleid, mit dem Wilhelm
vor dreiundzwanzig Jahren die Reise angetreten hatte,
viel zu eng, denn es war ursprünglich für Schneider
Trolle's dreizehnjährigen Jungen bestimmt gewesen und
von Schneider Trolle dem Schulmeister als Gegen-
leistung für Extra-Unterricht im Rechnen überlassen

worden. Und wie war Wilhelm jetzt gekleidet! Wie nobel, wie modern! Und die dicke, goldene Uhrkette und der Ring am Finger mit dem großen, blizenden Diamanten! Beim Anblick dieses Glanzes überkam den alten Dorfschulmeister eine Art von ängstlicher Scheu, und er senkte seinen Blick zu Boden.

Spät nachmittags erreichte die Familie Hilde die ersten Häuser des Dorfes.

Mit lebhaftem Interesse betrachtete Wilhelm jedes einzelne dieser Häuser. Sie sahen alle noch ebenso aus, wie vor dreiundzwanzig Jahren, aber die Bewohner, deren er ansichtig wurde, kannte er nicht. Fast vor jedem Hause, das sie passirten, standen Leute, die ihn neugierig anstarrten und seinen Eltern freundlich zunickten. Es war auch kein Mensch in Altenhausen und Umgegend, der nicht wußte, daß heute der reiche Sohn von Cantor Hilde aus Amerika käme.

Jetzt hielt der Wagen vor einem kleinen, niedrigen Hause mitten im Dorfe. Das Haus gehörte der Gemeinde, und Cantor Hilde bewohnte es umsonst. Man hatte ihm ein ganz geringes dafür von seiner Pension abgezogen.

Der Kutscher und Frau Anna Hilde hoben Christoph aus dem Wagen und geleiteten ihn sorgsam durch den winzigen Vorgarten ins Haus. Wilhelm folgte ihnen. Er schrak wie unwillkürlich zusammen, als er in die engen, niedrigen Räume trat.

„Dies ist unser Wohnzimmer,“ sagte Frau Anna und führte Gatten und Sohn in eine Stube, in der neben den alten, wurmfressigen Mobilien noch höchstens für sechs stehende und drei sitzende Personen Platz war.

Aber Wilhelm mußte doch lächeln, als er eintrat. Wohin er blickte, — an jeder Wand, auf der Kommode, auf dem alten, wackeligen Tisch, — überall hing oder stand ein Bild von ihm. Hier war er in jedem Alter vertreten.

„Ja,“ sagte Frau Hilde, die die Verwunderung ihres Sohnes bemerkte, „das sind all' die Photographien, die Du uns immer geschickt hast. Magst das so leiden?“

„Ach ja, Mutter.“

„Süßst Du, Vater, dann habe ich doch recht gehabt. Weißt Du, Willi, wie ich Dir 'mal schrieb, Du möchtest so gut sein und uns immer gleich zwei Bilder davon schicken, wenn Du Dich photographiren liebst?“

„Ja, das habe ich ja auch gethan.“

„Das war deswegen, weil Vater immer Deine Bilder in der Schlafstube in sein' Secretair schließen wollte, und ich wollte sie hier in der Wohnstube haben. Dann hat man da doch was von und ist auch angenehm und nett wegen der andern Leute. Süß, deswegen hab' ich Dir geschrieben, Du möchtest uns immer zwei schicken. Du hast der Vater seine Bilder in sein' Secretair und kann sie jeden Abend noch 'mal ansch'n, ehe er einschläft, und ich hab' meine Bilder hier in der Wohnstube. Ja, mein Willi, so ist das.“

Während dieser Rede hatte Frau Hilde ihren Mann sorgsam unterstützt, sodaß er sich auf den alten Armstuhl niederlassen konnte.

„So,“ sagte sie dann, „nu will ich erst 'mal 'n bißchen für 'n Abendbrod sorgen. Bist wohl hungrig, Willi, nicht? Mußt aber heute so vorlieb nehmen, ich kann's nicht helfen. Ich hatte schon vorgestern zwei Pfund Kalbfleisch bei Schlachter Röhrs bestellt. Aber nu ist sie ja gekommen, — nu hab' ich's wieder abbestellt.“

„Wer ist gekommen?“ fragte Wilhelm.

Frau Hilde sah ihren Sohn erstaunt an. Wahrhaftig, es gab einen Menschen auf der Welt, und dazu war's der eigene Sohn, der noch immer nicht wußte, was gekommen war, wenn Frau Hilde sagte: „sie ist gekommen!“

„Die Gicht ist gekommen,“ sagte Frau Anna mit etwas scharfer Betonung, „und damit Du auch Bescheid weißt, Wilhelm, Vater darf kein Fett essen und gar kein' Spirituosen. Hast gehört?“

Die Mutter war hinausgegangen, und Vater und Sohn blieben allein.

„Du hast wohl viel Schmerzen, Vater?“

„Augenblicklich ja, aber es giebt sich wieder.“

„Bist Du ganz allein mit Mutter? Hat sie gar keine Hilfe?“

„Was soll sie für Hilfe haben?“

„Ich dachte, ein Dienstmädchen.“

„Ein Dienstmädchen! Das haben wir gar nicht nöthig. Und dann, hier in der kleinen Wohnung —“

„Könntet Ihr Euch nicht eine größere Wohnung nehmen, Vater?“

„Um, Du meinst, weil Du uns so viel Geld geschickt hast?“

„Ach nein, Vater!“ rief Wilhelm in vorwurfsvollem Tone.

„So hab' ich's nicht gemeint, Junge. Um, man versteht sich nicht gleich so recht wieder, wenn man so

lange auseinander gewesen ist. Na, Du bleibst ja jetzt bei uns, nicht?“

„Ich denke ja, — eine Zeit lang.“

„Eine Zeit lang — natürlich! Meinst, ich verlange, daß Du hier bei Deinem alten, gichtbrüchigen Vater verträgnen sollst?! Wolltest uns nur 'mal seh'n, nicht? Und dann wieder 'rüber nach Amerika, nicht?“

„Das weiß ich noch nicht. Ich habe mich so ziemlich frei gemacht, da drüben. Ich dachte, Mutter und Du würdet eine hübsche Reise mit mir durch Deutschland machen.“

„Ha ha! Junge, sieh mein Bein an!“

Frau Anna trat wieder ins Zimmer.

„Du regst Dich doch nicht auf, mein Christoph? Ich hör' Dich immer so laut reden. Du regst Vater doch nicht auf, Willi? Dann wird sie gleich schlimmer. Ist sie schlimm heut' Abend, mein Christoph?“

„Ja, Mutter, heut' hat sie mich ordentlich fest.“

„Ach Du mein Himmel! Dann wollen wir schnell 'n bißchen Abendbrod essen, und dann reiß' ich Dir das Bein tüchtig mit Kampher-Spiritus ein, und dann gehst Du zu Bett!“

„Ja, Mutter,“ sagte Christoph im Schlafzimmer zu seiner Frau, „nun ist unser Wilhelm ja hier. Ich hab's mir aber doch ganz, ganz anders vorgestellt, und wenn es nicht so mit den Photographien stimmte, dann würde ich sagen, — Gott verzeih mir die Sünde, — das ist unser Willi gar nicht. Ach, das war so ein guter, lieber Junge, und so zutraulich, und so ist er mir immer im Gedächtniß gewesen und im Herzen auch, — und nun — dieser seine Herr mit Gold und Diamanten, — und so fremdartig und kalt —“

„Reg' Dich nicht auf, mein Christoph! Ich will's ihm wohl 'mal ordentlich sagen.“

„Nein, Mutter, das laß noch! Das nützt nichts. Wenn unser Junge nicht von selber wiederkommen will — na, heut' Abend kann ich mich ja auch noch mit seinem Bild befassen. Schließ' mal den Secretair auf, sei so gut, Mutter!“

Es war erst eben nach neun Uhr, als Wilhelm in die elende Dachkammer kroch, die ihm als Schlafgemach dienen sollte. Er mußte sich bücken, um hinein zu gelangen, und konnte nicht gerade stehen, als er drinnen war. Eine Bettstelle, ein Stuhl und eine ganz seltsame Art von Waschtisch, alles von rohem Holze, bildeten die ganze Einrichtung seines Schlafzimmers, und die Beleuchtung bestand aus einer dünnen Talgkerze in einem zerbrochenen Porzellan-Leuchter. Unwillkürlich trat Wilhelm seine elegante Wohnung in New-York und die prächtigen Räume des großen Salon-Dampfers vor Augen, den er eben verlassen hatte. Er zog seine Uhr. Kaum neun. Ja, die Nächte in Altenhausen sind etwas sehr lang. Der Amerikaner setzte sich auf den wackeligen Holzstuhl und starrte lange mißmüthig zu Boden. Sein freundliches Gesicht verfinsterte sich immer mehr, und mit einem tiefen Seufzer murmelte er vor sich hin: „Ich bin ein Fremder in meinem Vaterhause!“

Am nächsten Tage, — es war ein Sonntag, — ward das Gepäc' Wilhelms gebracht. Es waren drei sehr große Koffer, und Mutter Anna machte ein recht ängstliches Gesicht.

„Wo soll ich bloß mit den großen Dingen hin?“ fragte sie.

„Es giebt ja hier ein Gasthaus,“ erwiderte Wilhelm, „ich hab's gestern vom Wagen aus gesehen. Soll ich lieber ins Gasthaus ziehen?“

„Warum? Willst Du lieber im Gasthaus wohnen?“ fragte eifrig der Vater.

„Nein, Vater, das nicht. Aber ich meine nur, ich mache Euch ein bißchen zu viel Unruhe und Umstände.“

„Nein. Wir können ja auch die Koffer auseinander stellen.“ Die Arbeitsleute, die sie gebracht, stellten nun auf der kleinen Diele die drei Koffer auseinander und gingen wieder fort, nachdem Wilhelm ihnen ein Trinkgeld gegeben hatte, das ihnen ein geradezu enthusiastisches „Danke“ entlockte.

„Ich habe Euch auch 'was mitgebracht,“ sagte nun Wilhelm und schloß den obersten der Koffer auf.

Neugierig und gespannt sahen die Eltern ihm zu.

„Dies ist für Dich, Vater,“ fuhr Wilhelm fort und überreichte dem Alten ein großes, mit rother Seide gefüttertes Etui, in dem eine prächtige goldene Uhr mit schwerer, langer, goldener Kette lag.

„Das — das — soll ich —?“ stammelte Christoph Hilde.

„Na, Wilhelm, ich — ich — danke Dir auch.“

„Dir, Mutter, habe ich Zeug mitgebracht zu einem Sonntagskleide.“ Und Wilhelm öffnete ein großes, sorgsam gebundenes Packet und übergab seiner Mutter ein bedeutendes Quantum von schwerem glänzenden, schwarzen Seidenzeug.

„Ach, Du mein —!“ rief Frau Anna förmlich erschreckt und schlug die Hände zusammen.

„Und hier ist noch 'was für Euch beide zusammen,“ sagte nun der Amerikaner und zog mit einiger Anstrengung einen großen Kasten von Ebenholz aus dem Koffer. In dem Kasten befanden sich ein Duzend silberner Schlüssel, ein Duzend silberner Theelöffel, alles stark vergoldet, und ein Duzend silberner Gabeln.

Christoph Hilde und seine Frau starrten einander wortlos an und schüttelten dann gleichzeitig die Köpfe.

Dann reichte Frau Hilde ihrem Sohne zaghaft und zögernd die Hand. „Danke auch, Wilhelm, — und — aber wir haben ja schon drei Löffel!“

Jetzt aber kam Besuch. Die Kirche war aus, und auf dem Wege nach Hause wollten Christophs Nachbarn und Freunde den Amerikaner doch 'mal begrüßen.

Die kleine Stube war bald gepropft voll, denn es waren zu gleicher Zeit sechs Personen auf Besuch da. Alle starrten in höchster Verwunderung die kostbaren Geschenke an.

„Ja, Frau Canter,“ sagte Schlossermeister Wille, „nu sein Sie aber auch 'n bißchen vorsichtig und vernünftig, und lassen sich 'n Sicherheitschloß an der Hausthür machen.“

„'n Sicherheitschloß?! Warum das denn?“

„Ja, wenn sich das 'rumspricht, was Sie so kostbare Sachen in'n Haus haben, — schlechte Menschen liegen immer auf der Lauer, — da könnt' manch einer 'mal Lust kriegen, bei Ihnen einzubrechen.“

„Ach Du mein Gott! Hast gehört, mein Christoph?“

„Na, sein Sie man ruhig, Frau Canter,“ fuhr Schlossermeister Wille fort, „ich hab' da zufällig grad 'n wunderschönes Sicherheitschloß liegen, — das hat schon 'mal in Hamburg an'n feuerfesten Geldschrank gestessen, — das mach' ich Ihnen an der Thür, — das mach' ich Ihnen so drei Mark an der Thür, — denn kommt Ihnen da kein Einbrecher 'rein. Ne, Frau Canter, denn kommt Ihnen da kein Einbrecher 'rein.“

„Ach ja, Meister Wille, denn sein Sie so gut und machen uns das Sicherheitschloß an. Nicht, mein Christoph?“

Christoph nickte zustimmend mit dem Kopfe.

In diesem Augenblicke drängte sich noch ein Mann ins Zimmer, der, vermöge seiner seltenen Magerkeit, zum Durchdrängen wie prädestinirt erschien. Es war der Schneidermeister Trolle, der ehemalige Schulkamerad Wilhelms, dessen dieser sich noch sehr gut erinnerte. Mit außerordentlicher Gelentigkeit schob er sich zu dem Amerikaner durch, streckte ihm die Hand hin und sagte: „How do you do, Schentlemän? Also ä bissel here?“

„Ah, mein alter Freund Trolle!“ rief Wilhelm freundlich.

„Oh no, speak english, Schentlemän. I speak also english. My bruther has been Koptein op'n english steamer. All de people in de Dörp says that I can not speak english. It will jem wiesen, dat if english spraken kann! Go on, sir, speak english! You come op from America, not?“

Zum ersten Male, seit er zu Hause war, kam seine alte Heiterkeit über Wilhelm. Er lachte und beschloß, seinem alten Schulfreund den Gefallen zu thun und in dessen Weise englisch mit ihm zu reden.

„Yes, sir,“ begann er, „I come op from America. How do you do? You are always blift here in the Dörp?“

„Yes, Schentlemän, I have always blift here in the Dörp. I am — ä — ä — Sneider.“

„Oh — ä Sneider! very well!“

„Yes, and when you will have made a rock or a cloth of beines, — I will make it you.“

„Yes, my dear Mr. Trolle, — I will come in your house and you can take me the — the — Maasz.“

„Very well, Schentlemän,“ entgegnete Schneider Trolle und sah sich triumphirend im Kreise um.

„Na, Minners,“ rief er mit stolz erhobnem Haupte, „kann ich Englisch, oder kann ich kein Englisch?! Ich versteh' ihn, und er versteh' mich! He versteh' mi, un id verstah em! Meister Wille, verstah id Engelsch, oder verstah id keen Engelsch?!“

Schlosser Wille gab durch mehrmaliges Nicken mit dem Kopfe zu erkennen, daß seiner Meinung nach Schneider Trolle Englisch verstünde.

Während dessen hatte die Küsterfrau Geerts immer von neuem wieder das schwarze Seidenzeug bewundert.

„Frau Canter,“ sagte sie jetzt, „ich hab' all viel Seidenzeug in mein Leben geseh'n, denn mein Mann sein Halbbruder hat ja so'n Geschäft in Cuzhaven, aber so'n Seidenzeug hab' ich noch nicht geseh'n. Da können Sie 'n Kleid von kriegen, wie'n richtige Königin, Frau Canter. Wo woll'n Sie denn das Kleid machen lassen, Frau Canter?“

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Die Alten.

Eine Neujahrs-Geschichte von Alfred Gaspary in Berlin.

Als Madam Fey kam vom Superintendenten zurück. Sie mußte oft rasten, denn ihre Füße waren schwer und müde. Lange war sie nicht mehr so weit gegangen, aber ihr Herz, das Mutterherz, hatte ihr keine Ruhe gegeben. „Na, wie siehst's, wie geht's, Alt Madam Fey?“ rief ihr der Universitäts-Bedell zu, der gerade mit den Acten zum Rector ging. „Wie soll's denn gehen, wenn man seine Achtundsechzig hinter sich hat!“ gab sie, freundlich nickend, mit ihrer milden Stimme zurück. „Na, wenn wir uns vorher nicht mehr sehen sollten, so wünscht ich jetzt schon ein gesundes, frohes Neujahr!“ „Ein Gott-vergelt's, Herr Strebel!“

Dortchen Kolb stand schon lange vor der niedrigen Hausthür. Als sie die kleine alte Frau endlich an der Ecke der Kugelgasse stehen sah, ging sie hinunter, um ihr den steilen, verschneiten Weg hinauf zu helfen. Die Alte athmete so kurz und war so erschöpft, daß Dortchen nichts fragte, wie sehr sie's auch danach verlangte. Als sie aber auf halbem Wege ruhte, drückte Madam Fey ihren Arm und hauchte mit matten, glücklichen Lächeln: „Gottlob, Dortchen, 's ist gut, 's ist alles gut! Nun, laß ihn nur kommen, den Jungen, sein Bett ist gemacht; er wird Custos an der Dom-Bibliothek!“ Im Augenblick verlor das Gesicht des alten Mädchens die ängstliche Spannung, sie fandte einen Seufzer der Erleichterung und einen dankbaren Blick zum Himmel empor. Dann umfaßte sie liebevoll die Alte und geleitete sie hinauf.

Als Madam Fey im warmen Stübchen im Kofersessel saß, wollte sie erzählen, aber der Atem war ihr ausgegangen, und es dunkelte vor ihren Augen. „Siehst Mutter, hast Dich zu sehr angestrengt, willst die Arznei nehmen?“ Doch die Greisin schüttelte das Haupt und schloß die Lider. Als sie sich anscheinend erholt hatte, konnte Dortchen nicht länger schweigen: „Also wirklich Custos an der Dom-Bibliothek! Mein, Mutter Fey, welch ein Glück! — Aber wie hast's nur angestellt? — Hat der Superintendent denn gleich zugestimmt? — Was hast zu ihm geredet?“ — „Mein Gott, was hab' ich denn geredet! — Ich sag' ihm: Herr Superintendent, wir sind nun beide alt; wir haben als Kinder zusammen gespielt; da könnt' das eine dem andern wohl noch ein Gutes thun.“ — Da hat er mich mild angesehen und meine beiden Hände gehalten und gesagt: „Wie geht's Ihrem Sohn, Madam Fey?“ — Das hat er mich noch nie gefragt, und da wußt' ich, daß ich weiterreden könnt'. „Er kommt heim“, sag ich. — „Gott segne seinen Eingang“, sagt er. Da hab' ich nun gesagt, daß ich ihn wegen meiner hohen Jahre bei mir behalten mücht', und da hat er so eigen vor sich hingeseh'n und geschwiegen. Und als ich ihm gesagt hab', daß der Doctor Wendt meinte, der Helmut könnte wohl die unbefestete Stelle vom Dom-Custos kriegen, da hat er meine beiden Hände festgehalten und 's mir versprochen.“ Dortchen stand tief athmend vor ihr, die Hände über der blauen Küchenschürze zusammengelegt. Ein Frühlingsschein, das Glück verklärte ihr verblühtes Antlitz. „Nun kann ich mich erst recht auf sein Kommen freuen“, sagte sie. „Wenn nur keiner ein Wort sagt, das ihn fränkt.“ Und sie sprachen weiter vom lang Betretenen, den sie heute erwarteten. Alt Madam Fey trank den dünnen Milchcafee, den ihr Dortchen brachte, und nahm das grobe, graue Strickzeug zur Hand. Dortchen schaffte in der kleinen Küche, um ein würdigen Abenddort herzurichten. Sie mußte auch noch einmal Kaffee aufbrühen, denn es kamen Frau Wenderoth und die Kaufmann Meyer, welche schon die Kunde von der Heimkehr des Candidaten Fey vernommen hatten. Sie hörte ängstlich hinter der angelehnten Küchentür, ob die Frauen die alte Mutter durch ein plumpes Wort verletzten, denn das geschah öfters, wenn sie sich auch nichts Böses dabei dachten. Aber dem alten Dortchen that ihr Geplauder doch weh. „Will er denn nun doch noch Examen machen und ordinirter Pfarrer werden?“ fragte Frau Wenderoth. „Mein Gott!“ dachte Dortchen, „er, wo er so lange fort war und viel zu alt geworden ist!“ „So, ja“, hörte sie dann wieder sprechen, „also an der Dom-Bibliothek als Custos! Das ist eine hübsche, ruhige Stelle und bringt ihm sicher seine zwölfhundert Mark. Aber wird denn an den alten Geschichten kein Anstoß genommen?“ Sie wissen, Alt Madam Fey, damals, achtundvierzig; — er war doch auch dabei!“ „Gott sei's geflagt, er war sogar einer von den Schlimmsten!“ sagte die Alte und nickte oft mit dem Kopfe. „Ja“, fügte die Kaufmann Meyer hinzu, „ja, er, der junge Freiherr von Wittenstein und der Paul Jod.“ „Aber, wenn Sie ihn sehen“, sagte die Alte mit zitternder Stimme, „dann lassen Sie ihn nichts merken, da sprechen Sie nicht davon, sonst bleibt er mir nicht hier!“ „A wo!“ rief Frau Wenderoth, „das ist ja alles begraben und vergessen!“ — Begraben war das alles für Dorothea Kolb auch, aber nicht vergessen, denn gewaltig und tief erschütternd stiegen die Erinnerungen empor in ihrer Brust, die so lange treu geharrt und still gehofft und endlich demüthig verzichtet hatte. Die Gedanken stürzten so bestig auf das stille, alte Mädchen ein, daß sie sich der Heimkehr des Jugendfreundes nicht recht freuen konnte. Die bange Sorge, wie ihm die Leute begegnen, wie er sich in alles finden werde, lastete auf ihr. — Und wie mochte er ausschauen? Die Mutter hatte ihn in der ganzen Zeit zweimal gesehen. Sie war zu ihm gereist, als er von der Festung Schweidnitz nach zweijähriger Haft freigegeben wurde und nach Amerika ging; und dann zum letzten Mal, einige Jahre später, als er von drüben enttäuscht heimkehrte, um die Hauslehrerstelle dort unten in österrödisch-Schlesien auf dem Gute seines früheren Freundes, des Freiherrn von Wittenstein anzunehmen.

Die Nachbarinnen entfernten sich. Die Kaufmann Meyer schickte bald eine Düte Kaffee und ein Pfund Zucker, die Frau Wenderoth ein großes Stück Butterkuchen, um das Ihrige zu den Empfangs-Feierlichkeiten beizutragen. Es kam noch anderer Besuch aus der Nachbarschaft, denn die Kunde von der endlichen Heimkehr des Candidaten Fey hatte sich im ganzen Städtchen verbreitet. Alle wünschten Alt Madam Fey Glück und brachten ihr kleine Gaben. Schneider Kern schleppte einen großen Pack Tannenzweige herbei, Mettchen Frohbed brachte rothe, gelbe und blaue Papierrosen. Sie half auch dem alten Fräulein Dortchen die Quirlkandeln winden. Väter Funf schlug sie an der Hausthür an, und als der Universitäts-Bedell noch ein rothes Papierchild mit „Herzlich Willkommen“ gestiftet,

umlagerte die ganze Straßenjugend das Häuschen der Madam Fey. Helmut Fey wollte nicht von der Bahn abgeholt sein. Er hatte nicht einmal die Stunde seiner Ankunft geschrieben; aber am Sylvesters-Abend bestimmt daheim zu sein, hatte er versprochen. Die Besuche hatten aufgehört, es war wieder still im Häuschen. Draußen war's dunkel und schneite tüchtig. Von Zeit zu Zeit stieg Dortchen die abschüssige Kugelgasse hinunter, um die Wettergasse hinabzusehen. Die alte Mutter strichte an dem groben grauen Strumpf für den Sohn, aber Dortchen mußte ihr oft die Mäuschen annehmen. Wenn das alte Mädchen dann vor ihr stand und das Strickzeug ordnete, blinnte sie zu Madam Fey über die dünne, stählerne Brille empor und sagte irgend etwas, das auf den Sohn Bezug hatte. „Ob's auch oben in der Kammer nicht zu kalt sein wird zum Schlafen? Ich soll' ihm am End' doch mein großes Federzudek geben, das thut schön warm nach der langen Reise.“ Oder: „Da ist noch die alte Ulmer Pfeife vom sel'gen Vater, vielleicht will er sie rauchen.“ — Ah, Dortchen, wie ist mir doch so eng und bange! Ich sag's Dir, ich kann kaum die Nadeln halten! Wenn er nur erst hier wär!“ — Dortchen war wieder gegangen, um auszufröhen. Wie sie dort unten an der Ecke, gerade unter der Laterne, stand, da sah sie durch die Dunkelheit eine Gestalt heraufsteigen, und sie bekam hartes Herzklopfen, denn das konnte er wohl sein. Aber er kam langsam durch die tanzenden Schneeflocken daher, langsam und müde, nicht so wie jemand, der sich freute, nach langer Zeit endlich heimzugelangen. Als er sich näherte, gewahrte sie, daß er einen großen Mantel trug und in der Hand eine Reisetasche hatte. Er kam in den Lichtkreis der Laterne, blinnte sie nur flüchtig an und wollte vorüber, doch da rief sie: „Herr Fey, sind's Sie's denn, Herr Fey?“ Er blieb stehen und wuschte mit der freien Hand an den feuchten Brillengläsern. „Guten Abend, liebe Frau! Sie müssen halt entschuldigen, — ja, ich bin's, Helmut Fey. Ich denke doch, daß ich hier hinauf recht gehe zum Haus meiner Mutter?“ Dortchen nickte stumm und wies mit der Hand zum Häuschen hinauf. „Es ist so dunkel, und ich war so lange fort von hier, daß ich mich kaum mehr auskenne“, fuhr er fort, an ihrer Seite weiterziehend. „Aber wie kennen Sie mich noch, Frau — ja, sehn Sie, da weiß ich doch wirklich Ihren Namen nicht mehr!“ — „Wie sollte ich Sie nicht mehr wieder kennen, Herr Helmut“, sagte sie leise, „wissen Sie sich nicht mehr auf Dachdecker Kolb's Tochter zu erinnern, die wilde, mit den braunen Zöpfen?“ — „Gott im Himmel!“ rief er und stellte seine Reisetasche in den Schnee nieder, „Dortchen, Fräulein Dortchen, ja, Sie sind's! Die kommt's nur, daß ich Sie nicht gleich an der Stimm' erkannt habe.“ — „Wie freu' ich mich, daß Sie der erste Bekannte sind, auf den ich hier treffe!“ — Wenn nur die Brille nicht so beschlagen wär', ich kann Sie gar nicht sehn!“ — „Kommen Sie nur hinauf zur Mutter ins Stübchen“, sagte Dortchen, die Tasche ergreifend, „nein, lassen Sie mir die Tasche für die paar Schritte!“ — „Ach, die Mutter, ja meine Mutter!“ seufzte er. „Ist sie denn wohl?“ — „Nun, sie ist alt, und das macht sich doch fühlen; seit letzten Herbst hat sie's ein bißchen auf der Brust. Aber jetzt wird sie nochmals jung werden.“ Sie ging ihm mit der Tasche zur Seite und sah ihn fortwährend an, aber es war so dunkel, daß sie sein Gesicht nicht unterscheiden konnte. Nun stiegen sie nur noch die acht Stufen empor und traten in den kleinen Flur mit dem rothen Badsteinboden. „Mutter“, rief sie, „Mutter erschrick nicht, er ist da, — er, der Helmut!“ Und während sie die Hausthür schloß, trat der Sohn zur Mutter in das alte Stübchen. Madam Fey richtete sich gerade im Lehnstuhl empor, aber entgegengekommen konnte sie ihm nicht, ihre Füße waren bleischwer. Er blieb, Hut und Brille in der Hand, mitten im Zimmer stehen, wie gelähmt. Das eine Wort „Mutter“ stammelnd, streckte er die Arme nach der Greisin aus. Als sich der Mann von ihm gelöst, fiel er lautlos vor ihr auf die Kniee und drückte sein Antlitz in ihren Schoß. Sie strich mit den schwachen Händen die dünnen, grauen Haare auf seinem Haupte glatt und murmelte unverständliche Worte.

Dortchen schloß, ohne zu wissen, was sie that, die Thür hinter dem Eingetretenen und starrte auf die abgeschabte Reisetasche, die vor ihr auf den rothen Badsteinen stand. Das Rischen des überkochenden Theesessels schreckte sie aus diesem dumpfen Zustande, sie eilte in die Küche und nahm dies und das in die Hand. Dabei bemühte sie sich, ihre Gedanken zu ordnen. Plötzlich hörte sie nebenan Helmut auf den Flur treten. Sie eilte ohne die Lampe hinaus und stand ihm wieder im Dunkeln gegenüber. „Und Fräulein Dortchen, wie ist's denn Ihnen all' die vielen Jahre ergangen?“ sagte er herzlich, ihre beiden Hände ergreifend. Da sie nichts antwortete, fuhr er fort: „Ich hab's gar nicht geahnt, daß Sie so treu zur Mutter gehalten haben. Der liebe Gott soll's mir vergeben, daß ich mich um die alte Frau nicht gekümmert hab'! Dank Ihnen, Dortchen, daß Sie ihr eine Tochter gewesen; dank Ihnen auch, daß Sie mir den Brief geschrieben haben; wer wußte, ob ich sie sonst noch auf Erden wiedergesehen hätte!“ — Ja, Sie schau'n mich an, und ich schau' Sie an: dreißig Jahre und mehr, die ändern den Menschen!“ „Sie wollen gewiß hinauf und die Reise ein bißchen abwaschen“, brachte sie endlich mühsam hervor, „werd' Ihnen 'naus leuchten in Ihre alte Studenten-Kammer.“ Sie entzog ihm ihre Hände und holte die Lampe. Er nahm die Lampe und hob sie empor, sodas er ihr Gesicht sehen konnte. „Ja, Fräulein Dortchen, Sie sind's noch! Die Jahre haben Ihnen freilich auch mitgespielt. Dachdecker's Wildfang mit den braunen Zöpfen sind Sie nicht mehr, aber das Dortchen sind Sie geblieben.“ Seine Stimme, von Natur schwach und weich, zitterte heftig, und bewegt wandte er sich zur schmalen Stiege. Beim Hinaufsteigen leuchtete er vor sich, und der Lichtschein fiel hell auf sein Haupt. Da sah Dortchen zuerst sein Antlitz und fühlte, wie der Boden unter ihr wankte. Sie war ja auch eine hohe Fünfzigerin, eine alte Frau, indessen sie war noch nie krank gewesen, noch nie hatten ihr die Kniee den Dienst ver sagt; aber nun wankte sie und, um nicht zu fallen, stemmte sie die Handflächen und die Stirn gegen die Wand. Sie hatte auf Helmut nicht etwa gehofft als auf ihre alte Liebe, sie hatte nicht erwartet, daß er nun um sie freien werde. O, nein! das war ja längst begraben. Sie hatte sich denken können, daß er auch ein alter Mann geworden war, aber so, — so hatte sie ihn nicht zu sehen erwartet! Sie schluchzte so laut, daß die knarrende Stiege sie kaum überlönte; sie stopfte die blaue Küchenschürze zwischen die Zähne. Dies kleine, schwächliche Mädchen mit dem kleinen, trockenen Gesicht, mit den spärlichen, grauen Haarsträhnen und der schmalen Brust, das war der Helmut Fey, ihr Helmut!

Und während sie bitterlich weinte, mußte sie ihn in ihrem Innern wiedersehen, wie er am geöffneten Fenster des Georgenthurmes bei der Universität gestanden und den Bürgern und Bauern unten sein begeistertes „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!“ zugerufen hatte. Damals war sie ein thörichtes, verliebtes Kind gewesen, und Jahre waren vergangen, bis sie aufgehört, in ihm einen Helden zu sehen. Wie hatte er dort oben gestanden mit den zwei Freunden! Er, der Schönste und Stärkste, die Burtschmühe auf dem wilden, braunen Lockenhaar, das weiße Hemd über der jungen Brust weit geöffnet. Und wie sie ihn dann zwei Tage später fortbrachten, die Hände auf dem Rücken gebunden, zwei Soldaten und der Gendarm, wie hatte sie ihn bewundert, wie hatten ihn die andern scheu angestarrt! Und als er über den Marktplatz durch das Gewühl geführt wurde zum Gefängniß, da wollten sie seinen Raum geben und nicht weichen; und da hob er stolz das Haupt und rief: „Der Freiheit eine Gasse!“ — O ja! Später hatte sie's wohl begriffen, daß er gefehlt, schwer gefehlt hatte; die schönsten Jahre ihres Lebens hatte sie um ihn getrauert, aber nimmer konnte sie ahnen, daß es ihn so vernichtet hätte! So müd', so arm, so mitleiderregend hatte sie ihn sich nicht denken können! Doch je tiefer sie sich ergreifen fühlte, je inniger wünschte sie, sich zu beherrschen, damit er nicht verletzt würde. — Als er dann wieder herunterkam und sie sich zum Mahle setzten, da hatte das brave, alte Mädchen ihre Selbstbeherrschung wieder gefunden.

Sie aßen alle drei nicht viel. Auch die Unterhaltung rann spärlich, wie ein Bächlein, das versanden will. Einem jeden von den dreien erschien das Alltagsleben, welches er die vielen Jahre geführt, so selbstverständlich, daß er kein Verlangen hatte, davon zu erzählen. Helmut fragte nach diesem und jenem Bekannten; er bekam meist die Antwort, daß der gestorben sei. Das schien ihn aber wenig zu berühren, denn er sprach alsbald gleichmüthig weiter. Er hatte viele Jahre stumpf und wunschlos mit der Geduld eines Thieres im Hause seines ehemaligen Freundes gedient. Mit leiser, eintöniger Stimme, aus der weder Leid noch Freude klang, sprach er von der Schaar der Kinder, denen er nach und nach Lesen und Schreiben beigebracht, die herangewachsen waren, sich vermählt hatten, und deren Kinder er wieder unterrichtet und gehütet habe. Mit jedem Jahre war sein Amt schwerer geworden, denn er gerieth in Gegensatz zu ausländischen Gouvernanten und jüngeren, pädagogisch geschulten Lehrern. Von Jahr zu Jahr ward seine Aufgabe undankbarer und begrenzter, sodas er zuletzt, wie ein alter, zur Arbeit untauglicher Diener, mit den Jüngsten zu spielen hatte. — Während er sprach, räumte Dortchen still den Tisch ab; trug sie etwas hinaus, so ließ sie die Küchentür offen stehen, damit ihr kein Wort seiner Erzählung entginge. Als sie ihm wieder gegenüber saß, sah sie ihn durchdringend an, als wolle sie prüfen, ob er auch die Wahrheit rede; je weiter er sprach, desto stärker brannte in ihren Augen ein düsterer Groll gegen das Schicksal. „Ich glaub', ich hätt' nicht die Geduld gehabt!“ sagte sie, der Alten das Strickzeug ordnend. „Geduld, Fräulein Dortchen!“ entgegnete er mit mattem Lächeln, „der Mensch ist halt wie ein Mahlstein: man ist im Getriebe und dreht sich und mahlt.“ — „Und man mahlt nicht einmal für sich, sondern nur für andere, bis man müd' und stumpf ist.“ sagte Dortchen leise. „Ja, ja“, bestätigte Alt Madam Fey nickend, „und dann wird man bei Seit' geworfen und ist zu nichts mehr nützlich, so wie ich! Siehst, hast jedes Neujahr Deine sechs Paar Strümpfe bekommen, aber heuer kann ich den letzten kaum fertig bringen, so zitt'rig sind mir die Hände!“ — „Läß gut sein, Mutter“, erwiderte Dortchen, „Du hast in Deinem Leben genug geschafft; sollst jetzt überhaupt ein bißchen die Augen zumachen und nicken! Du strengst Dich zu sehr an und wirst mir wieder schwindlig.“ Die Alte wollte vom Ruhen nichts wissen, aber sie nahmen ihr Strickzeug und Brille fort; Dortchen stellte ein großes Buch vor die Lampe, sodas der Lehnstuhl am Ofen im Schatten war. Die Greisin schlummerte bald ein.

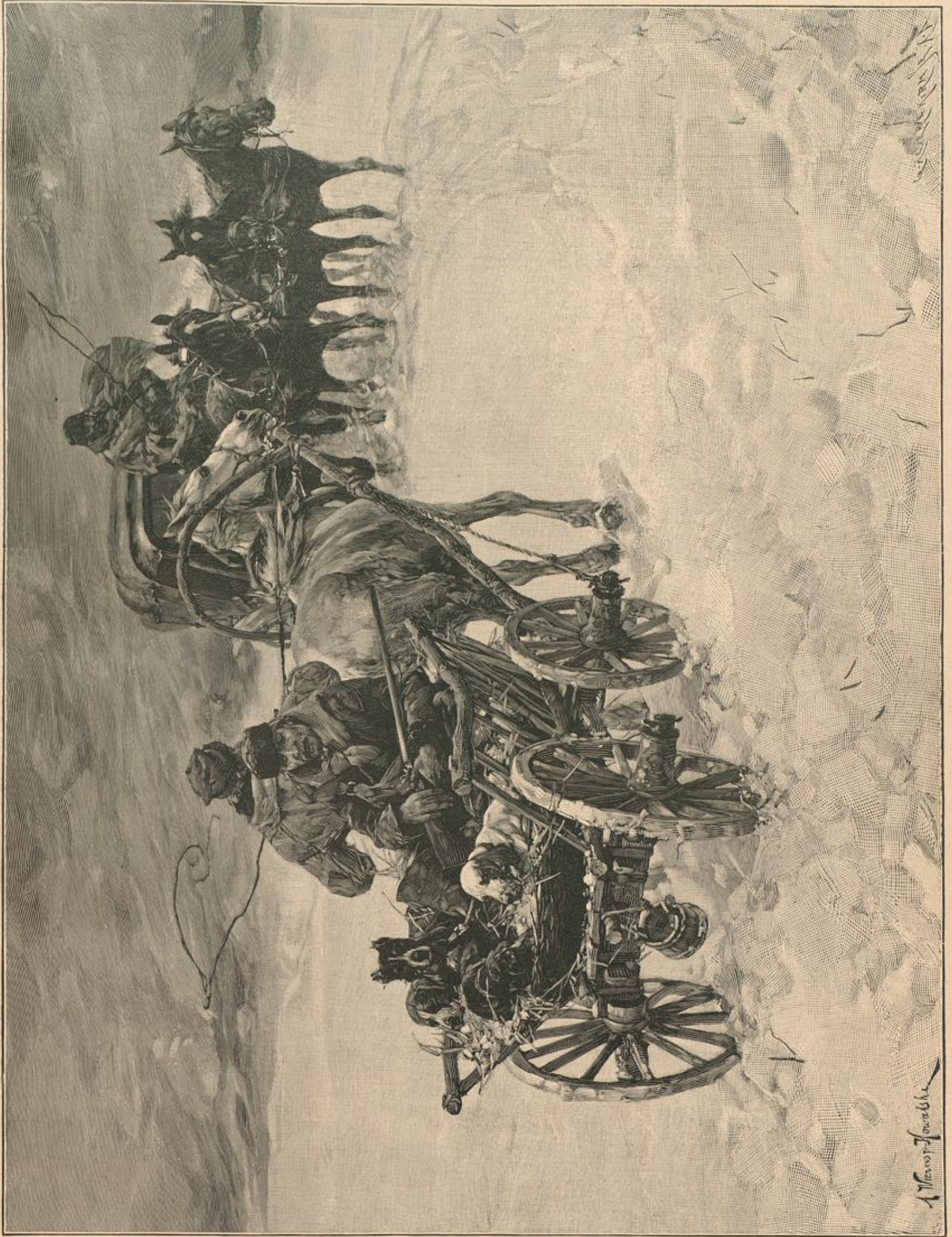
Jetzt wagte Dortchen auch leise Helmut zu fragen, ob er die Stelle als Custos annehme. Zuvor, da ihm die Mutter freudig ihr Werk erzählte, hatte er ihr dankbar lächelnd die Hand gedrückt, aber nun schüttelte er sehr ernst das Haupt. „Nein, Fräulein Dortchen, das wäre doch nichts für mich. Sehen Sie, ich hab' manchmal daran gedacht, herzukommen, aber es immer unterlassen, weil ich gefürchtet hab', daß ich hier bleiben sollte. Das kann ich nicht! — Sie werden ja wohl manches vergessen haben, denn Sie waren noch sehr jung, — aber ich weiß noch alles, und das scheidet mich von hier, jetzt und immerdar.“ — „Helmut“, erwiderte sie, ihn fest anblickend, „ich hab' nichts vergessen und hab' oft dran gedacht!“ — „Die Ideale, die ich damals im Busen getragen, die hat ein großer Theil unserer Jugend ebenfalls gehabt. Man hat's den jungen Stürmern und Drängern vergeben; ja, ihr Traum, die deutsche Einheit, ist sogar verwirklicht worden. Bei mir lag die Sache aber schlimmer! Ich war der Sohn der Küsterwitwe und sollte auf Kosten der Stadt Pfarrer werden, und anstatt gehorsam und fromm zu sein, ward ich ein Freigeist und hätte am liebsten damals schon mein junges Studentenblut für Deutschlands Einheit hingegeben; das nannten sie ruchlos! Von der Kanzel herab sind wir drei arme Narren als Gottesleugner und Landesverräther gebrandmarkt worden. Da ist die Mutter ohnmächtig aus der Kirche nach Haus geschleppt, und auf mich haben sie mit Fingern gewiesen und vor mir ausgespien. — Ich hab's gebüßt, nun aber bin ich alt und — —“

Er brach kurz ab, denn vom Ofen her drang leises Stöhnen. Schnell war Dortchen bei der Greisin: „Mutter, was hast?“ — „Ist der Helmut noch da?“ flüsterte sie, ohne die Augen zu öffnen. „Ja, er ist da“, antwortete Dortchen und warf dem erschrockenen Helmut einen Blick zu, der ihn schweigen hieß. „Luft, nur Luft!“ flüsterte die Leidende mit geschlossenen Lidern. „Wart', ich geb' Dir von der letzten Arznei, die so gut nach Wein schmeckt!“ Und Dorothea holte vom Kleiderstapel eine Flasche, füllte daraus einen bunt bemalten Eierbecher und ließ sie trinken. Die Athemnoth verringerte sich, aber die Angst, daß sich der Sohn entfernen könnte, blieb. Er mußte sich bicht zu ihr setzen, und sie hielt seine Hand fest. „Hab' ich's bloß geträumt, oder hast wirklich fortgewollt?“ fragte sie. Helmut wußte nicht, was er entgegnen sollte; da traf ihn Dortchens Blick, der war so ernst und gebietend, daß er schwieg. „Sorg' Dich nicht, Mutter“, sagte sie, „er bleibt schon! Er hat erst nicht gewollt, weil er meinte, die Leute hier achteten ihn nicht, aber da ist er irr', Mutter, nicht wahr? — Sie haben sich alle gefreut, daß er endlich heim kommt; die ganze Freundschaft war hier und hat Präsente gebracht.“ Die Alte nickte und wandte die Augen nach der Commode, auf der die



In den Kofoten.
Nach dem Skizze von H. Stormann in Berlin. — Siehe Seite 8.
Photographie von Hb. Braun & Co., Paris und Bernach.

A. Weimer



Neujahrsabend.
Nach dem Bilde von H. von Bierenkj-Sowaletti in München. — Siehe Seite 8.
Photographie-Vergag von Franz Gausmann, K. u. K., München.

Gaben aufgebaut lagen, wie eine Weihnachts-Beschierung. Helmut mußte ebenfalls hinblicken. Er strich mit der Hand, die ihm die Mutter freiließ, sein dünnes Haar glatt und rückte auf dem Stuhl hin und her. „Das sind doch Neujahrs-Geschenke für die Mutter, dabei hat doch keiner an mich gedacht,“ sprach er mit unsicherer Stimme. „Sieh nur, Mutter, wie er wieder ist!“ rief Dortchen launig; „nun meint er gar, die Kiste Cigarren und das Packet Tabak vom Kaufmann Meyer sind auch für Dich gebracht! — 's ist ja wahr, daß die Mutter zum Fest 'mal dies und das von den Leuten gebracht bekommen hat, aber in keinem Jahr hat's so viel gegeben. Da ist nun nichts gegen zu reden! — Er kann sich ja auch morgen, wenn die Neujahrs-sonne scheint, die Tannen-Guirlande und das schöne Schild vom Herrn Strebel ansehen. So was thut die Leut' nur, wenn sie sich auf einen freuen; nicht wahr, Mutter?“ Während sie sprach, streichelte sie der Greisin die Wange, blickte aber den Sohn mit ernstigen Augen an. Er rückte wieder unruhig auf dem Stuhl und senkte das Haupt, als erblickte er eine Straf-predigt.

Die Mutter schien beruhigt, allein nach einem Weilschen stellte sie wieder Athemnoth ein; sie erhielt wiederum ihre Medicin und ruhte dann mit geschlossenen Augen in ihrem Stuhl. „Sie seh'n wohl, Herr Fey,“ flüsterte Dortchen, „die Mutter ist nicht mehr die Stärkste, und da wollen Sie sie wieder verlassen?“ Er antwortete nicht darauf, sondern fragte nach dem allgemeinen Zustand der Kranken. „Wenn's mit ihr diesen Winter nicht schlechter geworden wär', und ich mir nicht hätt' sagen müssen, daß sie's so gar lange nicht mehr machen wird, dann hätt' ich Ihnen ja nicht den Brief geschrieben.“ „Dortchen, ich dank' Ihnen aus tiefstem Herzen für alles! Ich will auch bleiben um der Mutter willen, und wenn mich die Leut' mit Steinen würfen und mit Fingern auf mich weisen; aber ein Amt kann ich hier nicht annehmen, das Brod würde zu bitter schmecken! Ich werd' so hier bleiben. Ich hab' mir ein paar Gulden geparkt, die werden so lang' reichen, als die Mutter lebt, und dann —“ er stockte, die Stimme verlagte ihm. Dorothea sah ihn tieftraurig an.

„Helmut,“ ließ sich die Mutter vernehmen, „komm, nimm die Bibel her und lies mir etwas!“ Dortchen war schnell auf-gestanden und wollte sprechen, doch Helmut hatte schon die Bibel auf dem Brett erblickt und nahm sie herunter. „Gern, Mutter! Was soll ich Dir lesen?“ „Ich kann's ja gut thun, Herr Fey,“ sagte Dortchen und streckte die Hand aus. Er aber hielt das alte, schwarze Buch gegen seine Brust und lächelte ganz eigen: „Als kleiner Junge hab' ich oft der Mutter aus der Heiligen Schrift vorgelesen, aber später ward ich ein Freigeist und mocht' es nicht mehr. Ich ahnte nicht, daß mir dies Buch der Bücher noch etwas anderes hergeben könne, als das, was ich einst im frommen Kinderglauben ihm entnommen. Dazu muß' ich's erst in meiner Art lesen und verstehen lernen. Ich hab's wohl gemerkt, wie Sie mich anschauten, ehe Sie's Tischgebete sprachen, hab' auch geseh'n, daß Sie die Bibel vom Tisch gethan haben. Sie dachten gewiß, die Bibel könnt' mir, oder ich der Bibel ein Dorn sein; aber ich hab' längst meinen Frieden mit Gott und den Menschen gemacht; ich geb' dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist. Und wenn die Mutter hören mag, so will ich gern lesen.“

„Ich wünscht' mir ja immer,“ flüsterte Alt Madam Fey mit gefalteten Händen, „daß Du mir einmal als Pfarrer auf meinem letzten Lager die Tröstung geben möchtest; du bist nun bloß Candidat geblieben, aber Deine Worte werden mir doch gut thun. Lies mein Kind!“ Helmut schlug das Evangelium Matthäi auf und las: „Nichtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet.“ — und so fort. Die Mutter hörte andächtig zu, Dortchen aber erschraf, denn sie fürchtete, der Groll gegen die, welche einst so streng mit ihm ins Gericht gegangen waren, heiße ihn, diesen Text wählen. Aber, als er zum Verse kam: „Und die Pforte ist eng und der Weg ist schmal, der zum Leben führt,“ da klang seine Stimme so weich, so milde und sprach so innig zum Herzen, daß die alte Mutter laut weinte, und Dortchen ans Fenster ging, um ihre Thränen zu verbergen.

„Morgen mußt zum Superintendenten geh'n und Dich wegen der Stelle bedanken,“ sagte Madam Fey, nachdem sie ihre Thränen getrocknet. „Mutter, sei nicht böse, aber ich werd' das Amt nicht übernehmen!“ — Ganz erschrocken blickte ihn die Greisin an: „Aber hast mir doch versprochen, bei mir zu bleiben, da mußt Du doch zu leben haben?“ — „Ich hab' noch ein paar Gulden, die werden für Dich und mich noch reichen.“ — „Für Dich und mich?“ wiederholte Madam Fey, „und wo bleibst's Dortchen? — Hast denn 's Dortchen ver-gessen?“ „Mutter, was red'st nur!“ unterbrach sie das alte Mädchen, ihre Hand drückend. Helmut Fey aber hatte diese Mahnung selbst amüßig. Sein sonst gebeugter Oberkörper richtete sich straff empor, und halb erschrocken, halb erwartungs-voll schaute er beide Frauen an. Langsam stieg ein helles Roth in sein gealtertes Antlitz. „Mutter, wo Du und ich sind, da wird auch hoffentlich Fräulein Dortchen sein, und wenn das Wenige, was wir haben, nicht ausreichen sollt', so werd' ich schon noch was schaffen.“ „Aber,“ beharrte die Greisin, „kannst doch auch Ungewisse ohne sich'res Brod nicht heirathen!“ — „Mutter, was red'st nur!“ rief Dortchen und legte ihr die Hand auf die Lippen. Helmut wiederholte das eine Wort „heirathen!“ und starre vor sich hin, dann erhob er seine Augen zu Dortchens Gesicht, und ein schwerer Seufzer schwellte seine Brust. „Willst denn das Dortchen nicht mehr, wo's doch all' die Jahre auf Dich gewartet hat?“ fuhr Madam Fey fort in bekümmertem Tone. „Mutter, nun schweig!“ fuhr Dorothea empor, „machst mich mit Deinem Gerede noch scham-roth auf meine alten Tage! Herr Fey, sie meint's ja gut.“ — „Ja, Fräulein Dortchen.“ — „Stotterte Helmut.“ — „Sagen Sie nichts mehr davon,“ unterbrach sie ihn, „es ist ein Glück, daß uns hier keiner hört, sonst würden die Leut' noch ihren Spott mit uns haben. — Siehst Mutter, nun wird Dir wieder übel, hast Dich zu sehr erregt!“ Sie bemühte sich um die Alte, die sich mit geschlossenen Augen zurücklehnte.

Helmut Fey stand rathlos mitten im Zimmer, dann schlich er hinaus. Ihm war so bekommen, daß er die Hausthür öffnete und auf die Schwelle trat. Der Schnee fiel langsam in großen Flocken, und jede einzelne, die auf sein heißes Gesicht fiel, stach wie eine Nadel. Er seufzte laut auf, ohne es selbst zu hören und griff mit seinen bebenden Händen sich an den Kopf; in einer solchen Aufregung hatte er sich viele Jahre nicht mehr befunden. Zimmer hörte er im Ohr die Worte der Mutter: „Willst denn das Dortchen nicht mehr, wo 's doch

all' die Jahre auf Dich gewartet hat?“ — Jahre seines Lebens, schwere Kämpfe hatte es gekostet, bis er seiner Jugendliebe, dem Wilsang mit den steigenden Jähren, entsagt gehabt. Sein Herz, sein Ich hatte er tödten müssen, um diese süßeste Hoffnung be-graben zu können, und nun sagte ihm seine Mutter: „Sie hat all' die Jahre auf Dich gewartet!“ Er stöhnte laut vor innerer Qual. Alle erstikten Wünsche, alle getödteten Hoffnungen seines verlorenen Lebens wirbelten um sein heißes Haupt, wie der Flockensturm der Neujahrsnacht. Jahrelang hatte er das bitterste Gefühl nicht mehr empfunden: „es hätte anders sein können“; doch jetzt packte es ihn im Innersten.

„Die Mutter schläft,“ sagte eine weiche Stimme hinter ihm im Hausflur, „aber Sie sind ja ganz beschneit, Sie werden sich erkälten!“ „Dortchen,“ entgegnete er, sich mit plötzlichem Entschluß zu ihr wendend, „ich möcht' wohl ein paar Worte zu Ihnen sprechen.“ „Ich auch zu Ihnen, Herr Helmut,“ erwiderte sie, „aber wollen Sie nicht in die Küche kommen, da ist's warm?“ „Wenn's Ihnen gleich wär', möcht' ich Sie schon lieber hier sprechen. Sehn Sie, die Mutter hat mir drauf geholfen!“ „Ja, mir auch!“ sagte das alte Mädchen. Sie trat an ihn heran und klopfte den Schnee von seinem Rockärmel. „Ich hab' erst durch die Worte der Mutter eingesehen, daß Sie mich leicht miß-verstehen könnten, Herr Helmut, und das möcht' ich nicht.“ „Ich hoff', ich mißversteh' Sie auch nicht, Fräulein Dortchen.“ „Ja, aber die Mutter hat gesprochen, wir sollten uns beide heirathen. Sie meint's gut, wenn ich ihr auch im Augenblick fast gram wurde!“ „Dortchen, wir mochten uns doch damals?“ „Ich hab' auch lang an Sie gedacht, ja immer, kann ich sagen! Doch wenn man in unsern Jahren ist, — aber ich wollt' nur Eins sagen: ich hab' Sie vorhin gebeten, Sie sollten hier bleiben und das Amt annehmen; ich hab' da für die Mutter gesprochen, bei Gott! nicht um meinethal! — Ich bin so alt, nicht weit von sechzig, und ich möcht' nicht, daß Sie dächten, ich sei so thöricht gewesen.“ — „Denn die Leut' würden drüber spotten!“ sagte Helmut bitter. — Sie schwiegen ein Weilschen und schauten in das Schneegeföhber. „Ich wollt' das Amt von der Stadt nicht annehmen,“ fuhr er fort, weil ich meine, man stieh sich an meiner Person, und Sie denken wohl ebenso; Sie möchten auch nimmer die Frau vom alten Candidaten Fey sein, weil die Leut' drüber lachen könnten?“ — „Helmut!“ sprach sie leise und vorwurfsvoll. „Dortchen, ich will nicht in Sie dringen, Sie dürfen ruhig denken, ich sei ein Narr; aber ich hab' in meinem Tiefinnersten heut Abend so bitter weinen müssen, weil alles so gekommen ist, daß ich mich an den kleinen Strohalm von Glück geklammert hab'. Es hat mich sehr geschmerzt; ja, Sie haben mit Ihren ewigjungen, braunen Augen es mir heut' den ganzen Abend vorgeworfen, daß ich als ein so Armeseliger heim-gelehrt bin; aber ich hab' daraus auch wieder Muth geschöpft und will die Stelle übernehmen und verwalten, so lang' und so gut ich kann; und wenn mich einer garstig ansieht, so werd' ich denken: 's ist besser, ich bemüh' mich hier redlich, als daß ich dort unten auf den Wüthern wie ein alter Gaul im Stall stehe und das Gnabenheu von der Raufe ziehe.“ Die kleine, trodrene Gestalt reckte sich empor, die Augen funkelten; er ballte die Hände im Jörn über alles Erduldete. Dortchen rannen die Thränen aus den Augen; sie sah ihn wieder in der Erinnerung als ihren Helben mit braunem Lockenhaar am Fenster des Georgenthurms stehen, und sie erkannte ihn wieder. Dicht vor ihn tretend, legte sie ihre Hände auf seine Schultern und sagte innig: „Ich hab' Dich je und je lieb gehabt, aber nie lieber als jetzt, denn Du bist doch mein Helmut geblieben! — Ich glaub', wegen des Spotts der Leute können wir's schon wagen. Wir sind zwar beide alt, aber warum sollen wir das Körnlein Glück, das uns noch so spät reist, nicht freudig aufnehmen?! Was wollen uns die Leute? Sie können schließlich doch bloß sagen: der Candidat Fey ist endlich heimgekommen und hat seine alte Liebe gefreit, und das ist doch keine Schande.“ Sie legte ihren Kopf auf seine Schulter und sie küßten sich sanft und innig. So standen sie ein Weilschen; er drückte sie an sich und sagte, sie seien zwei stumpfe Mahlsteine, aber ihr Körnlein Glück wollten sie noch mahlen.

Da huben plötzlich die Flocken an zu klingen. „Das Fest wird eingeläutet,“ flüsterte sie und richtete sich empor. Zimmer lauter tönten die Flocken von St. Marien, und die von der Neuen Kirche fielen ein. Dazwischen hörte man leiser die Flockenstimmen von den Dörfern ringsum durch die Winter-nacht herübergrühen. „Laß uns zur Mutter geh'n!“ sagte er und führte sie an der Hand ins Stübchen. — Dort war's still. Die Greisin lag in ihrem Lehnstuhl und hatte die Hände über das Stridzeug gefaltet. Sie öffnete langsam die Lider, als sie zu ihr traten. „Mutter,“ sagte er „Du hast doch recht ge-habt, ich nehm' die Custos-Stelle und heirathe Dortchen!“ Die Alte blickte sie an, ein seliges Lächeln verklärte ihre Züge, aber sie antwortete nicht. Der alte Candidat und das alte Mäd-chen sanken in die Kniee neben der Greisin, und deren weiße, immer schwerer werdende Hände ruhten auf ihren grauen Scheiteln. — Alt Madam Fey segnete stehend die alte Liebe. — Der Wind warf draußen die Flurthür auf, sodas die Flocken hineinstiebeten. Aber mit den tanzenden Flocken schwebten auch die Klänge der Kirchenglocken herein, die das neue Jahr verkündeten.

Kochbuch verboten

Sylvester-Spuf.

Erinnerung einer gewissen Schriftstellerin.
Von E. Gruchow in D. . . .

Es war am vorigen Sylvester-Abend. Ich sah, die Feder in der Hand, mit glühenden Wangen, in tiefem Nachdenken verfunken an meinem Schreibtisch. Heute schien endlich einmal die Gelegenheit günstig, um das Werk, auf das ich so große Hoffnungen setzte, der Vollendung etwas näher zu bringen! Ich war eben bei der Schilderung der reizenden Irene, meiner geliebtesten Phantasie-Gestalt, ange-langt; aber sie wollte mir nicht recht gelingen. So strich ich das Geschriebene wieder aus und begann von neuem. Jetzt war sie fertig bis auf den Kopf, dessen nähere Beschreibung als Mittelpunkt bis zuletzt gelassen wurde. Also: Nicht beson-ders regelmäßige, aber anmuthige Züge, wunderbar große Augen —, eben setzte ich die Feder wieder an, um auch das zu Papier zu bringen, da rief meine Mutter:

„Else, hast Du die Butterbrode für die Brüder geschmiert?“ „Nein!“ antwortete ich kurz und ziemlich ärgerlich! — „Also: Nicht regelmäßige, aber anmuthige Züge, wunderbar —, Ach, welcher Unsinn!“ „So thue es schnell!“ sagte meine Mutter wieder. Ich sprang auf, ergoß einen Theil der Linte aus meiner vollen Feder auf die leere Stelle, wo die nicht regelmäßigen, aber anmuthigen Züge stehen sollten, ergriff mein Lämpchen und stürzte in das Eßzimmer, um der Mutter Auftrag zu erledigen. Raum war ich damit fertig, so drängte schon ein anderer, und dann wieder ein anderer, und so ging es weiter, bis die Kinder endlich zu Bette gebracht und damit Ruhe eingetreten war. Dann setzte ich mich wieder an den Schreibtisch.

„Nächst Du Dich nicht fertig, Else?“ fragte meine Mutter, „Du weißt, wir sind für heut Abend zu Beders gebeten!“ „Bitte, laß mich lieber hier, Mutter“ bat ich, ohne mich umzuwenden. „Willst Du den Sylvester-Abend ganz allein erleben?“ fragte meine Mutter ernst. „Nichts wäre mir lieber!“ gab ich nervös zurück. — Nicht lange darauf verließ meine Mutter die Wohnung ohne mich. Die Brüder schliefen oben; ich war so allein, wie ich es nur irgend wünschen konnte.

Ich schraubte mein Lämpchen höher, rückte mich zurecht, ergriff von neuem die Feder, — aber ach, trotz der will-kommenen Stille wollte der Fluß der Gedanken nicht wieder kommen! Ich quälte mich, bis ich glühend heiß wurde, und mir die Thränen in die Augen traten: Es wollte nicht gehen! Endlich übermannte mich der Jörn. „Ich gebe es auf!“ rief ich so laut, daß es in dem leeren Zimmer wiederhallte, und warf einen wilden Blick auf die mich umgebenden herum-gekreuzten Manuscripte. Da lagen sie alle, mit den ver-schiedensten vielversprechenden Titeln versehen, aber kein einziges war vollendet. Warum? — Aus dem einzigen Grunde, weil meinem Genius immer wieder Fesseln angelegt wurden, weil der Strom meines Geistes stets wieder gehemmt ward! Ach, meine Mutter sollte wohl nie in den Besitz einer berühmten Tochter gelangen, — nie, nie!

Sollte ich mit dem alten Jahr allen diesen, mir nur allzu theuren, hoffnungslosen Bestrebungen ein Ende machen und mich ganz, wenn auch mit beständig blutendem Herzen, der Wirklichkeit und ihren nüchternen, alltäglichen Beschäftigungen zuwenden?

In erregter Hast ergriff ich die sämmtlichen unglücklichen Fragmente, riß den Dien auf (mit dem Gefühl namenloser Erleichterung bemerkte ich, daß kein Feuer darin brannte), und warf die Papiere hinein. Dann regelte ich die Oesthür zu und nachdem ich einige Male mit der stolzen Empfindung gelächten Nachgedurftes stürmischen Schrittes im Zimmer auf und ab gelaufen war, warf ich mich auf mein kleines Sopha und genoß meine Jörn- und Tropfgeföhle mit der größten Ge-nugthuung.

Wie lange ich so mit geschlossenen Augen lag, weiß ich nicht. Doch erinnere ich mich, daß ich plötzlich das Gefühl hatte, es sei etwas Lebendes im Zimmer. Ich blickte auf. Himmel! Was war das? — Eine Gestalt stand vor meinem Sopha, hochgewachsen, in einfachem weißen Gewande, eine Kofe im Gürtel. — War das nicht die reizende Irene? Sie deutete mit beiden Händen auf — den Kopf? Nein, das nicht, sondern auf die Stelle, wo der Kopf hätte sitzen müssen, denn, o Entsetzen, sie hatte keinen!

Ich fühlte, wie mir das Blut gerann; Irene aber trat näher an mich heran und machte die herzerstütterndsten, bittersten Bewegungen, immer auf die Leere über ihrem Hals deutend, sodas ich nicht umhin konnte, ihren Wunsch nach Vollendung ihrer Gestalt sehr gut zu verstehen und völlig berechtigt zu finden. Meine Zunge war aber noch schredgelähmt; ich machte eine abwehrende Geberde und wandte meine Augen von dem jammervollen Bilde nach der andern Seite.

Alle guten Geister! Ein neues Schreckniß! Da stand er, der herrliche Graf, das Urbild aller Männlichkeit! Rechts von ihm die schöne, geistreiche Ungarin, links die kleine, häß-liche Gouvernante mit dem großen Herzen. — Daß die auch gerade zusammenkommen mußten!

Zuerst nämlich hatte ich dem schönen Grafen die Aus-länderin angetraut; in einer andern Novelle dagegen ließ ich ihn sich Hals über Kopf in die arme, unscheinbare Kleine ver-lieben; schon stand er vor dem Antrag, — da brach ich ab und ließ ihn in der Klemme sitzen, ohne zu bedenken, wie grauam das war! Der Aermste! Er war während dieses inneren Zwiispalles so abgemagert, daß ich durch ihn hindurchblicken konnte und deutlich bemerkte, wie sein Herz durch einen blutigen Strich in zwei Hälften getheilt war, die nur noch lose zu-sammenhängen.

Es war ein furchtbarer Anblick! Die Ungarin hielt seine Hand krampfhaft gefaßt und blickte ihn mit den feurigen, schwarzen Augen an, als könne und wolle sie ihn nicht lassen; die Gouvernante stand still neben ihm, ohne sich zu bewegen, aber die tiefe Melancholie ihres bleichen Gesichtes schnitt mir in die Seele.

Zwischen Mitleid und Grauen überlegte ich eben, was zu thun sei, als die nach dem Corridor führende Thür sich öffnete und der mir wohlbekannte, arme, alte Herr, in einem Sessel sitzend, von seinen Dienern hereingebracht wurde. Weß' mir, ich hatte ihn als Sterbenden, im Stich gelassen! Da sah er nun, ganz zusammengesunken; er konnte nicht mehr sprechen, allein die brechenden Augen waren vorwurfsvoll auf mich gerichtet, und das Stöhnen größter Qualen kam von seinen Lippen. So hatte er nun durch meine Schuld schon drei Tage zugebracht!

Die kopflose Irene trat ehrerbietig vor dem Sterbenden zurück; doch da drängte sich das spize kleine Fräulein Brill vor, und zeigte mit entrüsteten Miene ihren Stridstrumpf, der noch immer bei der Hade war.

„Ach ja, ach ja, er soll gewiß noch fertig werden!“ seufzte ich ängstlich, — denn vor der Brill hatte ich wirklich Furcht, — und drückte den Kopf in das Sophasissen.

Ein dumpfer Knall scheuchte mich wieder auf. Ich beugte mich über den Rand meines Lagers, um auf den Fußboden zu sehen, von wo der Ton zu kommen schien.

Nein, das war das Furchtbarste! Da lag der Prinz, der edelherzige, leichtsinnige Jüngling, der, von falschen Freunden verführt, sich dem Trunk ergeben hatte, in sinnlosem Rausch auf dem Erdboden. Raum erkannte ich ihn noch an seiner eleganten Kleidung wieder. Was hatte ich angerichtet! O Entsetzen!

Jetzt zog der schöne, unglückliche Graf seine Uhr hervor. Das Mondlicht beleuchtete sie hell; alle Anwesenden blickten auf die Zeiger, erblaßten noch mehr, soweit dies möglich war, und drängten dann noch hastiger auf mich ein, bald die Hände ringend, bald mit den jammervollsten Geberden nach dem Ofenloch weisend, sodas meine Haare vor Grauen weiß geworden wären, hätte nicht in diesem Augenblick ein Geräusch im Corridor, mein Ohr getroffen. Fast zugleich wurde die Thür geöffnet, ein Lichtschein fiel auf mich, — meine Mutter trat ein. — Der Spuk war verschwunden! Gott sei Dank! — Ich sprang auf und wankte der Eintretenden entgegen.

„Du noch hier?“ sagte diese verwundert, „und im Dunkeln? Du hast wohl geschlafen?“

„Ich weiß nicht, — nein! — Ich wollte Dich wohl erwarten, — meine Lampe muß ausgegangen sein!“ stammelte ich verwirrt; und kaum den Neujahrs-Glückwunsch erwidern, mich dicht an meine Mutter drängend, folgte ich dieser nach oben in das Schlafzimmer.

Dort warf ich einen Blick auf die Wanduhr. Sie zeigte einige Minuten nach Eins.

Schweigend, schon um meinen kleinen Bruder nicht zu stören, entkleideten wir uns, und nach einem stummen Gutenacht-Kuß umfing uns Dunkel und tiefe, nur durch regelmäßige Athemzüge unterbrochene Stille.

Auch ich lag regungslos da und starrte mit weitgeöffneten Augen in die Finsterniß. Noch immer fühlte ich mein Haar feucht von kaltem Schweiß.

Wie war das furchtbar gewesen! Ich schauderte noch in der Erinnerung und fühlte mich überkommen von Mitleid und von einer solchen Schuld belastet, daß ich kaum zu athmen wagte.

So lag ich lange, bis sich endlich der Schlaf auf mich herab zu senken geruhte.

Der Morgen graute kaum, im Hause war noch alles still als ich mich erhob. Ich kleidete mich geräuschlos und ohne jemand zu wecken an und schlich mich, mit furchtsam klopfenden Herzen und scheu umher blickend, in mein Wohnzimmer hinunter. Aengstlich öffnete ich den Ofen. Da lagen alle meine Manuscripte, wie ich erwartet hatte, noch unverfehrt! Ich zog sie mit stiller Entschlossenheit wieder heraus und ging dann sachgemäßer zu Werke.

Aus der Küche wurde trockenes Holz geholt, von diesem und den Papieren ein kunstreicher Scheiterhaufen errichtet und dann entzündet. Hell lohete die Flamme auf und schien mit gieriger Befriedigung um sich zu fressen, die Blätter krümmend, bräunend, vernichtend. Erstaunlich kühlen Herzens sah ich sie zu Asche werden.

Alsdann ging ich zum Schreibtisch und öffnete ein wohlverschlossenes Fach. Es war der Schrein, in welchem, mit einer üppigen Verschwendung besten weißen Papiers, zierlich abgeschrieben, jene Geistes-Producte lagen, die mir durch das mangelnde Verständniß der verschiedensten Redactionen mit mehr oder weniger verstümmelten Bemerkungen zurückgeschickt worden waren.

Auch sie wurden erbarmungslos ergriffen und dem Verderben geweiht. Als leztes folgte ein Heft Gedichte in himmelblauem Umschlag.

Ich hatte es gerade in den Ofen gesteckt, da erklangen Schritte auf der Treppe. Rasch eilte ich hinaus. Sonst pflegte das frühe Klingeln der Aufwärterin meine Mutter alltögllich aus dem Schlummer zu reißen, da ich selbst in der Regel, in Folge meiner geistigen Anstrengungen zu verschlafen gewesen war, um das Lesenen zu besorgen.

Etwas Beschämendes lag denn auch in dem erstaunten Blick der Frau, die still an ihre gewohnte Arbeit ging.

Allmählich ward's auch oben lebendig. Mit süßlichem Gepolter stürmten die Brüder die Treppe hinab, mich mit schallendem „Prost Neujahr!“ begrüßend, und zuletzt erschien auch mein liebes Mütterchen mit rosig geschlafenen Wangen und einem ganz verlegenen Lächeln über ihre unerhörte Verspätung. Ich eilte ihr entgegen und küßte sie, sie zärtlich umschlingend, meine Wünsche und Versprechungen zu. Dann nahm sie angenehm überrascht an dem sorgsam gedeckten Tisch Platz, auf dem alles Nöthige bereit stand; es war ein fröhliches Familien-Frühstück, das wir an jenem Neujahrsmorgen miteinander einnahmen.

Eine Viertelstunde nachher fand ich Mutter vor meinem Ofen knieend.

„Wer hat denn hier so unvernünftig viel Papier hinein gesteckt?“ fragte sie mißbilligend. „Der Luftzug ist ganz versperrt, — so!“ — Sie stieß die Jange kräftig in die glimmende Masse hinein, daß sie noch einmal hell emporflammete.

„Ach, da lag es noch fast gänzlich unbeschädigt, das einst so theure, himmelblaue Heft!“

„Mädchen-Verzensöne“, las meine Mutter. Dann sah sie halb gerührt, halb ergötzt zu mir auf, die roth bis unter die Haarwurzeln neben ihr stand.

„Das scheint mir ja ein recht energisches Autodasé gewesen zu sein!“ sagte sie, „es ist wohl ein gut Theil Herzblut in die Asche geflossen?“

„Aber dafür sind auch viel gute Entschlüsse gefaßt worden!“ Reine Mutter lächelte.

„Wenn sie nur vorhalten!“ meinte sie neckend.

Sie haben aber vorgehalten. Statt unvollendeter Romane, habe ich gelernt, — so sagt man mir, — vollendete Braten und Kuchen zu schaffen. Die Strickstrümpfe überlasse ich nicht mehr dem Eifer von Fräulein Prill; die Lieder, die ich bei meiner Arbeit singe, sind keine selbstgedichteten, und wenn ich meiner Phantasie nach hin und wieder die Zügel schießen lasse, so geschieht es auf Verlangen der Brüder, die dankbarere Gemüther sind, als die Herren Redacteurs.

Meine Mutter scheint den Verlust der Hoffnung auf eine einstmals berühmte Tochter recht leicht zu nehmen, ja er scheint sie sogar ordentlich verjüngt zu haben!

Glücklich und befriedigt verbe ich dieses Jahr den Sylbester-Abend im gemüthlichen Kreise der Weinigen. Aber auch wenn ich ihn allein zubringen müßte, ich würde es ohne Furcht thun, denn nächtllich spukenden Besuche habe ich nicht mehr zu erwarten.



Nachdruck verboten.

Orchideen.

Von Professor Dr. Goebel in München.

Auf Waldwiesen und im lichten Buschwald, seltener auf feuchten Standorten, lebt bei uns eine Anzahl Vertreter einer Pflanzengruppe, welche zu den merkwürdigsten gehört, die wir kennen. Sie heißen: Orchideen. — Unsere einheimischen Orchideen aber, so schön und eigenartig sie dem Auge des Naturfreundes erscheinen, das

nicht durch die in den Gärten vielfach gezogenen Nistbildungen*) abgestumpft ist, so wenig sind sie doch einem größeren Kreise bekannt. Ganz anders ihre Schwestern aus den Tropen. Diese sind jetzt die Modelköniginnen der Gewächshäuser geworden, für die jährlich Hunderttausende von Mark ausgegeben werden, und die schon manches Menschenleben gekostet haben. Als ich vor zehn Jahren mich auf einer Forschungsreise in Ceylon aufhielt, fragte mich fast jeder, dem ich mich als Botaniker zu erkennen gab: „Natürlich sind Sie hierhergekommen, um die Kaffeekrankheit zu studiren? Wenn Sie ein Mittel dagegen finden, sind Sie ein reicher Mann.“ Als mich aber ein gütiges Geschick fünf Jahre darauf nach Südamerika führte, schien den dortigen „Gebildeten“ das selbstverständliche Ziel jedes Botanikers, „für die mayo-Orchideen zu sammeln und in Europa für theures Geld zu verkaufen. Nun, meine Tropen-Wanderungen haben recht viel weniger praktischen Aufgaben gegolten; aber mit Vergnügen denke ich doch an die Bekanntheit, die ich mit den Orchideen an ihrem natürlichen Standort gemacht habe. Freilich, wer glauben wollte, ein ähnliches Bild jemals zu sehen, wie es uns ein wohlkultivirtes Orchideen-Gewächshaus mit seinen Hunderten von fremdartig geformten, meist lebhaft gefärbten oder reinweißen Blüten bietet, der würde schwer enttäuscht sein! Der Tropenwald ist verhältnismäßig blüthenarm, gar nicht zu vergleichen mit dem bunten Blüthenteppich einer deutschen Wiege im Juni. Dazu kommt, daß die meisten Orchideen einen recht eigenartigen Standort haben. Die Mehrzahl der tropischen Orchideen wächst nämlich nicht, wie unsere einheimischen Arten, auf dem Boden, sondern auf Bäumen. Das ist eine bei Tropenpflanzen verschiedener Familien weit verbreitete Eigenthümlichkeit. Der Grund des Urwalds ist meist so düster beleuchtet, daß er nur wenigen Schattenpflanzen Licht genug darbietet. Die Mehrzahl der Pflanzen aber ist auf stärkeres Licht angewiesen, und das finden sie, wenn sie auf den Baumkronen sich ansiedeln. Sie leben dort nicht als Scharakter, wie man dies immer noch fälschlich angegeben findet, sondern als sogenannte „Epiphyten“, d. h. der Baum, auf dem sie wachsen, giebt ihnen nichts von seinen Nahrungssäften ab, wie er das einem Scharakter, z. B. unserer Mistel, gegenüber, thun muß. Er bietet vielmehr der Orchidee nur einen günstigen Wuchsplatz, vor allem reichliches Licht. In den Bergwäldern Java's traf ich nicht selten solche Massen von „Epiphyten“, daß starke Baum-Aeste unter ihrem Gewichte zusammenbrachen!

Nun erhebt sich aber sofort die Frage: Wie kann denn eine Pflanze auf einem Baum-Aste leben, ohne zu vertrocknen? Woher erhält sie das Wasser, das sonst die Wurzeln ihr aus dem Boden zuführen? Und wie kommt sie, der die Fähigkeit freier Ortsbewegung abgeht, in die höchsten Baumkronen hinaus? Da bieten uns gerade die Orchideen einige sehr merkwürdige und lehrreiche Beispiele der Anpassung dar, die allein ihnen ermöglichen, auf einem so eigenartigen Standorte zu leben.

Gehen wir in ein Orchideen-Glashaus, so sehen wir die Wurzeln der auf Baum-Aesten, in Holzkörben u. s. w. kultivirten Orchideen, vielfach frei in der Luft, in ganzen Büscheln herunterhängen; andere sind der Aest-Oberfläche dicht angehängt. Da fällt uns auf, daß diese Wurzeln eine ganz andere Farbe haben, als die gewöhnlichen Erdwurzeln anderer Pflanzen. Sie sind im trockenen Zustand oft blendend weiß; tauchen wir sie aber in Wasser, so verschwindet die weiße Färbung und die Wurzel erscheint grün. Der Grund dieser Erscheinung ist derselbe, wie bei einem weißen Stück Filterpapier, das in Wasser getaucht wird. Weiß ist es im trockenen Zustand durch die Luft, die zwischen seinen Fasern festgehalten und bei Befuchtung mit Wasser verdrängt wird. So ist auch die Orchideen-Luftwurzel überzogen von einem porösen Gewebe, das Wasser aufsaugt, wie ein Schwamm, und dieses dann den grünen, inneren Theilen

zukommen läßt. In der Berg-Region der Tropen aber ist der Wald morgens durch Nebel und Thau tiefend naß; diese Feuchtigkeit hält das Schwammgewebe der Orchideen-Wurzeln fest und ermöglicht so die Aufnahme der zur Ernährung notwendigen Wassermengen. Das an den Bäumen herunterrieselnde Wasser enthält nun stets Nährstoffe gelöst, und so erklärt sich das Räthsel, wie eine Pflanze scheinbar ohne Boden wachsen kann. Manche Orchideen sammeln sich auch selbst Boden an, indem ihre nach allen Seiten hin abstehenden Luftwurzeln nestartige Massen bilden, in die durch Wind, Regengüsse u. s. w. todte Blätter, Ast-Stückchen und dergleichen hineingetragen werden, die allmählich große Massen von Humus bilden, der nun von den Wurzeln ausgezehrt wird. Diese Wurzelnester

sind bei manchen Arten ganz regelmäßig von Ameisen bewohnt. Auf meinen Stromfahrten in Britisch Guyana fielen mir oft die kopfgroßen Wurzelmassen einer Corymbes-Art auf, die sich auf den Baum-Nesten angesiedelt hatte. Der Versuch, diese Pflanzen zu sammeln, ist aber stets ein theurer erkaufte; denn tanzende von bisfigen Ameisen stürzen aus den Wurzelnestern hervor. Wir mußten die Pflanzen lange im Wasser liegen lassen, um die Ameisen alle zu tödten. Es ist wahrscheinlich, daß diese solchen Orchideen, mit denen sie regelmäßig zusammen vorkommen, als Schutz-Armee gegen thierische Feinde dienen, — wenigstens ist dies Verhältniß für andere von Ameisen bewohnte Tropenpflanzen nachgewiesen.

Die merkwürdigen, soeben kurz geschilderten Einrichtungen der Wasseraufnahme erklären nun aber noch nicht, wie diese Pflanzen bestehen können in der trockenen, regenarmen Zeit des Jahres. Dazu befähigt sie die Aufspeicherung des Wassers. Sie bilden nämlich Gewebe aus, die einen wasserreichen, schleimigen Saft enthalten, der nur außerordentlich schwer verdunstet, und auf dessen Kosten die Pflanze leben kann, auch wenn die Wurzeln zeitweilig kein Wasser aufnehmen.

Dadurch wird es uns verständlich, was es zu bedeuten hat, daß bei vielen Orchideen Stammttheile knollig anschwellen, oder daß die Blätter dickfleischig (bei einer Art sogar gurkenförmig) werden. Die fleischigen Theile sind der Hauptfache nach Wasserspeicher; ähnlich dem Magen des Kamels, das freilich nur für kürzere Zeit, im stande ist, diesen als Wasserspeicher zu benutzen. Ich muß es mir verjagen, näher auf die hier nur in der Hauptsache angedeuteten Lebensbedingungen der Orchideen einzugehen. Nur einen Fall möchte ich noch als Beispiel dafür mittheilen, wie reich die Hilfsmittel sind, welche die Natur bei diesen Pflanzen anwendet.

Aus Borneo erhielt ich eine Orchidee, die auf einem dünnen, stoffartigen Aste wuchs. Ihre Wurzeln sind gar nicht sehr entwickelt und zunächst kaum sichtbar. Die Pflanze führt den Namen *Coelogyne peltastis* und hat schon mehrmals in unseren Gewächshäusern geblüht. Ausgezeichnet ist sie durch den Besitz flacher, einem Schildkröten-Panzer gleichender Knollen, die mit ihrer concaven Seite dem Baum-Aste anliegen, sodas es aussieht, als ob der Ast mit einer Reihe grüner Schildkröten bedeckt wäre. Dadurch sind die Wurzeln vortrefflich geschützt und die Schildkröten-Panzer dienen zugleich noch als Wasserspeicher und als kleine Röhren, in denen sich Blatt-Fragmente u. s. w. ansammeln und so den Wurzeln auf der glatten Zweig-Oberfläche auch Nahrung bieten. Das Räthsel, wie die Orchideen auf die Bäume hinaufkommen, aber löst uns die Betrachtung der Samen. In jeder Samenkapsel sind Tausende außerordentlich kleiner, staubartiger Samen enthalten, die der geringste Luftzug leicht fortführen kann. Wenn von 10 000 auch 9999 zu Grunde gehen, also nur einer in günstige Keimungs-Bedingungen kommt, so entsteht doch jedesmal eine Pflanze.

Aber nicht die eigenartigen Lebensverhältnisse sind es, die den Orchideen so viele Freunde erworben haben, sondern ihre Blüten. In keiner anderen Pflanzenfamilie findet sich ein größerer Reichthum merkwürdiger Blütenformen. Freilich sind die Orchideen auch eine der zahlreichsten Familien; man schätzt die Zahl ihrer Arten auf etwa 10 000. Form, Größe und Färbung der Blüten sind von endloser Mannigfaltigkeit. Welche sonderbare Formen vorkommen, zeigt schon der Name mancher Arten, namentlich solcher, bei denen die Blüten eine überraschende Aehnlichkeit mit Thiergestalten haben, eine Aehnlichkeit, die oft zur Namengebung verwendet worden ist. Dahin gehören von einheimischen Orchideen die Fliegen- und die Biene-Ophrys (*O. muscifera* und *apifera*), die Schmetterlings-Orchis (*Oncidium Papilio*), die einer riesigen Motte ähnliche *Phalaenopsis* und die *Masdevallia chimaera*, die in der That einen fast gespenstischen Eindruck macht. Die Blüten erscheinen bald einzeln, bald in, — bei einigen Arten meterlangen, — Guitrlanden angeordnet, und außer der Schönheit der Gestalt und dem Schmelz der Farben besitzen manche auch noch einen würzigen Vanille-Geruch, was uns nicht Wunder nehmen kann, denn die Vanille ist ja nichts anderes, als die Frucht einer ursprünglich in Central-Amerika einheimischen Orchidee. Natürlich geben unsere Gewächshäuser auch hier wieder nur eine Auswahl des Schönsten und Merkwürdigsten. Die Hunderte von unscheinbaren Orchideen bleiben dem Botaniker überlassen.

Daß so merkwürdige Blütenformen bald den Wunsch erwecken, sie lebend bewundern zu können, bedarf kaum der Begründung. Namentlich waren es die Engländer, denen wir die Einführung zahlreicher tropischer Orchideen verdanken. Unter den Männern, welche die oft gefährlichen Reisen zur Gewinnung dieser Blumenwunder ausführten, sind nicht wenige Deutsche, und eine ganze Anzahl dieser hat dabei ihr Leben eingebüßt. Daß der Beruf eines Orchideen-Sammlers auch keine Romantik hat, dafür nur wenige Beispiele: Hoch oben in der Küsten-Cordillere von Venezuela liegt die kleine deutsche Colonie Tovar, die ich vor einigen Jahren besuchte. Nach ihr ist eine hübsche weißblühende Orchidee, die *Masdevallia tovarensis* benannt. Diese ist jetzt für wenig Geld leicht zu haben; früher war sie sehr kostbar, jedes Blatt der Pflanze wurde mit einer

*) Dahin gehören z. B. alle „gefüllten“ Blüten, in denen ein feiner beobachtendes Auge meist nur eine geschmacklose Verunstaltung der Blumenformen sehen wird. Ausnahmen giebt es, wozu z. B. die Rosen gehören.



Nachdruck verboten.

Erzherzogin-Abtissin Maria Annunziata von Oesterreich.

Von Natalie Brud-Auffenberg in Wien.



ie uralte Königsstadt Prag war im October des vergangenen Jahres der Schauplatz einer Reihe glänzender Hofflichkeiten, welche der Installation einer österreichischen Erzherzogin als Abtissin des Prager adeligen Damenstiftes am Gradschin galten: Erzherzogin Maria Annunziata, die jugendliche Tochter des Erzherzogs Carl Ludwig und der Erzherzogin Maria Theresie, hatte diese hohe Würde vor einem Jahr über-

nommen und wurde nunmehr mit den ehrwürdig alterthümlichen Insignien: Ring, Krone und Bischofsstab, bekleidet. — Das Prager Stift ist von der großen Kaiserin Maria Theresia 1755 gegründet worden, mit der Bestimmung, daß dessen Abtissin eine österreichische Erzherzogin sein müsse; in deren Reihe ist die Erzherzogin Maria Annunziata nunmehr die zehnte. Ihre unmittelbaren Vorgängerinnen waren ihre Schwester Erzherzogin Margarethe Sofie, jetzige Herzogin von Württemberg, und, während der Mädchenzeit, die Königin-Regentin Maria Christine von Spanien.

Guinea (21 Mark) bezahlt. Die berühmte englische, von einem Deutschen begründete Orchideen-Firma Sander fandte deshalb den Orchideen-Sammler Arnold nach der Pflanze aus. Ein Mitreisender schloß sich ihm an, angeblich ein Handlungsreisender, der auch nach Venezuela fuhr, von Orchideen jedoch keine Ahnung zu haben schien; indes zeigte er ein reges Interesse für diese, sodaß er im Laufe der Reise alle Projecte und Ziele Arnolds erfuhr. In Caracas stellte sich heraus, daß dieser harmlose Kaufmann in Wirklichkeit selbst auf die Orchideen-Jagd ausging und durch verwerfliche List dem anderen zuvorzukommen gesucht hatte. Arnold schwieg, ließ seinen Nivalen, der ihn ausgehört hat, ruhig abreisen, überholte ihn aber in einem Dorfe, wo jener ruhig bei Tische saß. Arnold verriegelte die Thür, legte einen Revolver auf den Tisch, und forderte den vertrauensbrüchigen Mann zu einem regelrechten Kampfe auf. Einer müsse bleiben! Das wirkte. Der Feigling kroch unter den Tisch, gab klein bei und verschwand. Arnold aber sendete an seinen Auftraggeber mehr als 40000 Exemplare der Masdevallia, die nun zu einer billigen Pflanze wurde. Arnold ist, wenn ich mich recht erinnere, später als Opfer seines Berufes am Orinoco gestorben.

Von einer anderen Orchidee, dem Dendrobium phalaenopsis Schroederianum waren vor einigen Jahren nur einige wenige kostbare Exemplare vorhanden (Preis 700 Mark). Sander schickte einen Sammler nach Neu-Guinea, der auch so glücklich war, eine große Anzahl von Pflanzen zu finden. Aber das Schiff verbrannte mitsammt den Pflanzen. Der Sammler wurde darauf telegraphisch nach Neu-Guinea zurückbeordert. Er fand auch an einer neuen Stelle neue und noch schönere Pflanzen; allein diese wuchsen an einem Begräbnisplatze der Eingeborenen zwischen Schädeln und Skeletten. Es bedurfte aller Uebersetzungskunst und der anziehendsten Geschenke, ehe die Papuas dem Sammler gestatteten, sich diesem Platz auch nur zu nähern; schließlich konnten sie jedoch seinem zum Geschenk angebotenen Messingdraht nicht widerstehen. Nur eine Bedingung hatte er noch zu erfüllen: eines ihrer Lieblings-Idole mußte mit eingepackt werden. Dann führten sie einen Kriegszug um die Kisten auf und halsen sie selbst wegbringen. Eine der Orchideen wurde in London mit dem Menschenschädel verkauft, auf dem sie sich angeheftet hatte!

Aber nicht immer sind die Eingeborenen so gleichgültig gegen die Reize der Orchideen. Von Laelia anceps giebt es eine weißblühende Abart, die von den Orchideen-Enthusiasten mit den Ausdrücken glühendster Bewunderung geschildert wird. Daß sie wirklich schön sein muß, geht schon daraus hervor, daß selbst die Mischlinge in Mexico, deren Seele, wie ein englischer Schriftsteller behauptet, sonst nur für Pferdesfleisch, Hahnenkämpfe und Liebes-Abenteuer Raum hat, sie verehren. Die Indianer haben seit alter Zeit alle Exemplare, deren sie habhaft werden konnten, gesammelt; nie fand man eine Pflanze im Urwald, und jetzt ist es kaum mehr möglich, sie von ihren Eigentümern zu erhalten.

Ähnlich ist es mit einer anderen, rein weiß blühenden, herrlichen Orchidee, der Cattleya Skinneri alba. Sie ist in Costa Rica zu Hause und wird dort auf die Erdbächer der Kirchen gepflanzt. Die ersten Sammler, die nach ihr ausgesandt waren, hatten guten Erfolg. Sie kauften diese, fast als geweiht anzusehenden Pflanzen von den Priestern, bestachen die Gemeindeglieder, um die Orchideen zu stehlen, oder stahlen sie wohl gelegentlich auch selbst. Jetzt ist es damit aus; wenn ein Sammler kommt, werden vor die Kirchen, die ihren Schmuck noch haben, Wachen gestellt.

Ueberhaupt ist die Zeit des abenteuerlichen Orchideen-Sammelns vorüber, wenn es auch noch einige Erdenwinkel giebt, in welche die Orchideen-Jäger bisher nicht eingedrungen sind. Der Botaniker und Naturfreund kann nur froh darüber sein, denn die Sammler haben an nicht wenigen Orten die schön blühenden Orchideen geradezu ausgerottet und so die Flora verwüßt. Ähnliches geschieht ja in kleinerem Maßstabe auch in unserem Heimatlande, wo die Gärten in manchen Gegenden den sonderbaren, in Deutschland fremdartig anmutenden „Frauenschuß“ (Cypripedium Calceolus) ausgerottet haben. Das Schwergewicht der Orchideen-Gärtnerei liegt jetzt nicht mehr im Sammeln der Pflanzen in ihrem Heimatlande, sondern in der rationellen Zucht in den Gewächshäusern, wo durch Kreuzung viele neue Formen erzielt worden sind. *) Diese gärtnerischen Erfolge haben den Vorzug gehabt, daß die Orchideen-Liebhaberei nicht mehr ein Privilegium weniger Reicher ist. Für ein Billiges kann man manche der schönsten Arten erwerben, und wenn man sich auf die Kultur der in der kühlen Bergregion der Tropen wachsenden Formen beschränkt, so sind auch nur ganz einfache Einrichtungen erforderlich. Wenn diese nicht zur Verfügung stehen, der möge wenigstens die Gelegenheit nicht versäumen, sich in einem unserer botanischen oder sonstigen Gärten an den Orchideen zu erfreuen!

*) Anmerkung. Hier sei von deutschen Anstalten namentlich die Badner'sche Orchideen-Züchtereier in Steglitz bei Berlin erwähnt.



Erzherzogin-Abtissin Maria Annunziata von Oesterreich.

Nach einer Photographie von H. Gaert, Hof-Photograph, Prag.

Das Stift hat dreißig Plätze für Damen; zur Aufnahme ist die sogenannte Maltheser-Probe erforderlich, durch welche sechzehn Ahen nachgewiesen werden. Es ist ein weltliches Stift, das unmittelbar unter dem kaiserlichen Schutze steht und einen Theil des Gradschiner Königsschlosses bildet. Sämtliche Stiftsdamen haben zu allen Hoffesten Zutritt.

Die interessante Fürstenthrone und der Stab stammen aus dem ehemaligen Kloster zu St. Georg am Gradschin, dessen Abtissinnen mit fürstlicher Würde bekleidet waren; eine lateinische Inschrift im Kopfringe der Krone besagt, daß diese von der Abtissin Ludmilla von Blizin 1553 verfertigt worden sei. Die Schnecke des Bischofsstabes, welche die Figur des heiligen Georg mit dem Drachen enthält, stammt von der 1265 geborenen Tochter des Königs Premysl, Ottokars II.; sie trägt die Inschrift: Im Jahre 1303 hat diesen Stab verfertigen lassen Wenzeslaus II., König von Böhmen, und hat ihn zum Geschenk gemacht seiner Schwester, der Frauen Kunigundis, Abtissin des Klosters St. Georg, auf dem Prager Schlosse, im ersten Jahr ihrer Weihe.

Die Stiftsdamen Fürstin Ernestine Auersperg und Gräfin Thun bekleideten bei der Krönungs-Festlichkeit die Erzherzogin-

Die junge Erzherzogin ist von außergewöhnlicher Herzengüte; besonders haben die Bewohner der Gegend von Reichenau, wo die erzherzogliche Familie auf Schloß Bartholz einen großen Theil des Jahres verbringt, Gelegenheit, die schlichte und herzliche Art der erzherzoglichen Familie, die mit der Bevölkerung in unmittelbarer Weise verkehrt, kennen zu lernen. Zärtliche Liebe verbindet die Erzherzogin mit ihrer um zwei Jahre jüngeren Schwester Erzherzogin Elisabeth; diese begleitete sie auch während der Ausübung ihres Amtes nach Prag und nahm an einigen Festlichkeiten insoweit theil, als es vor ihrer Einführung in die Welt möglich war. Die reizenden Erscheinungen der beiden Schwestern gewannen hierbei aller Herzen.

Nachdruck verboten.

In den Lofoten.

Zu dem Bilde von A. Normann in Berlin. — Siehe Seite 4.

Von der Großartigkeit und Schönheit der norwegischen Küste, besonders nachdem infolge der Nordlandsfahrten des deutschen Kaisers die Lofoten ein beliebtes Reiseziel geworden sind, haben viele Maler sich zu stimmungsvollen Bildern begeistern lassen. Der grelle Contrast zwischen den schneebedeckten Felschroffen und der Farbenpracht der sippigen Vegetation, welche die geschäftigen Ufergelände in den Buchten bedeckt, hat Künstler der verschiedensten Nationen veranlaßt, Studienreisen nach diesen Fjorden zu unternehmen. Wenigen aber ist es in so hohem Maße gelungen, die Reize der norwegischen Landschaft in ihrer Eigenart zu erfassen und in charakteristischer Weise wieder zu geben, als dem geborenen Norweger A. Normann, der es sich zur schönen Lebensaufgabe gemacht hat, seine Heimat in immer vollkommeneren Schöpfungen zu verherrlichen. Eigenartig, an Gegenständen reich, aber immer wuchtig, wie die Motive, ist auch die Malweise dieses Künstlers, der, selbst wenn er irrte und von der Großartigkeit seines Vorwurfs sich vielleicht zu einer zu breiten Behandlung hinreißen ließ, immer seiner künstlerischen Empfindung treu geblieben ist. Diese Empfindung aber hat bei Normann ein außerordentlich selbständiges Gepräge, und das vor allem verleiht seinen Gemälden jene Frische, die wir an der herrlichen „Sommernacht“ in der Berliner National-Galerie, an dem „Hafen von Bobb“, dem „Naröfjord“, dem „Sognefjord“, die jetzt in den Galerien zu Düsseldorf, Budapest und Stockholm sich befinden, an dem uns vorliegenden Lofotenbilde und an so vielen anderen Arbeiten des außerordentlich productiven Meisters bewundern. Normann ist am 1. Mai 1848 zu Bobb geboren; 1869 bezog er die Kunst-Akademie zu Düsseldorf und verlegte 1888 seinen Wohnsitz nach Berlin, zu dessen hervorragendsten Künstlern er seitdem gehört. A. S.

Neujahrsabend.

Zu dem Bilde von A. von Wierusz-Kowalski in München. Siehe Seite 5.

Alfred Wierusz-Kowalski tritt nicht zum ersten Male vor die Leser der „Illustrierten Frauen-Zeitung“, und wie immer, so wird ihm auch dieses Mal der Beifall der Beschauer nicht fehlen. Kowalski, der in Warschau geboren wurde, kennt die eigenthümlichen Naturreize seines Vaterlandes, namentlich ist er vortrefflich in Wiedergabe winterlicher Stimmungen. So hat er denn auch in dem vorliegenden Bilde den trüben Dämmer der zur Schneebildung geeigneten Abendluft meisterhaft wiedergegeben. Wir haben eine unter der Schneedecke fast unsichtbar gewordene Landstraße in der Nähe eines Städtchens vor uns. Das herrschaftliche Fuhrwerk ist rasch aus dem Däuser hervorgetrabt, sodaß der Aufscher des Jagdwagens, der die Diegung etwas kurz genommen hat, sein Pferd hart pariren muß, um jenes vorbei zu lassen. Die Pferde schnauben; zwischen den mühsam stamfenden Weinen stäubt der lose Schnee auf. Das Gewehr im Arme, ruht der Bestger des Jagdwagens im Stroh; neben ihm lauern seine Hunde, die dies gewiß behaglicher finden, als nach ermüdender Jagd noch stundenlang im tiefen Schnee zu trotten. Ihr Herr scheint auch zu wissen, wie man so brave Gehälfen, die erfolgreich ihre Pflicht thaten, zu behandeln und zu schonen hat. Menschen und Thiere spähen jetzt schon die Nähe der Heimhätte, wo jeder seinen Lohn für die heutige Anstrengung empfangt, und der selbstverdiente Festbraten wird später erst recht schmecken. A. S.